

Verlag Bibliothek der Provinz

Toni Distelberger
LIEBENDE IM
MOSTVIERTEL

Die gefundene Geschichte

Toni Distelberger
LIEBENDE IM MOSTVIERTEL
Die gefundene Geschichte

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Axel Ruoff

ISBN 978-3-99028-952-5

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Coverbild: „Kolpingpräses Prof. Adolf Distelberger“

Noch mehr Sterne

Von der Gymnastikmatte zum Fenster hinauf bietet sich mir eine ganz neue Perspektive dar. Nach oben ist der Himmel intensiver gefärbt und wird dunkler; unten hellt ihn der Dunst auf, der von der Stadt aufsteigt. Der Verkehrslärm ist gedämpft. Jetzt fliegt eine Möwe von links nach rechts durch mein Blickfeld, fünf Minuten später eine Krähe in die Gegenrichtung, aber mehr schräg nach hinten.

Der Dreijährige sitzt auf einer Decke, die im Schatten ausgebreitet wurde. Mit dem Rechen holt die Mutter vom Heuwender übergangene Reste zusammen. Woher nur stammt die Einsicht, dass diese Wiese am Rand des Nachbardorfes bloß gepachtet ist? Während seine Mutter arbeitet, kaut er auf einem Apfel herum. Hinter dem Rain mit den Obstbäumen fängt die offene Feldflur an. Dort zieht eine Staubfahne ihres Weges und verliert sich in wolkenverschleierter Ferne. Später möchte das Kind den Apfel weiteressen, aber das angebissene Fruchtfleisch hat sich bräunlich verfärbt.

Seine älteren Brüder und die Nachbarskinder ziehen in den Krieg. Im Wald werden Stellungen errichtet. Verhaue aus trockenen Fichtenreisern markieren die feindlichen Linien. In ihrem Schutz legen die Kriegsparteien Munitionslager an. Als Wurfgeschosse in der Schlacht dienen Zapfen. Er ist noch klein und wird angehalten, während der Auseinandersetzung für Nachschub zu sorgen. Anfangs sammelt er eifrig. Aber immer tiefer aus dem Wald soll er die Zapfen holen. Er hat keine Lust, den Höhepunkt des Kampfes zu versäumen, und bleibt da. Ein harter Zapfen trifft ihn am Kopf. Er fängt zu weinen an.

Eine Lücke tut sich auf in der Front des Waldes. Der Schatten lockt den Knaben weg von der eintönigen Landstraße. Aus den Baumkronen taucht das Sonnenlicht zum Grund hinunter. Ein Eichelhäher hat den Eindringling entdeckt und schimpft lauthals. Weiter drinnen findet sich ein Waldteich. Zornig quarend steigen Enten von dessen überwachsener Fläche auf. Wildtauben ermahnen den Wanderer zur Heimkehr. Er überlässt das Gewässer seiner Einsamkeit und schlägt eine Richtung ein, deren ausgefahrene Spuren ihn hinaus führen. An schattigen Stellen wächst Springkraut, das *Impatiens noli-tangere*. Er pflückt die reifen Schoten, tippt sie an und erfreut sich daran, wie sie platzen.

Jagen und Sammeln ist sein Zeitvertreib geworden, wobei er mehr Sammler als Jäger ist. Er sucht den Waldboden nach Vogelfedern ab, die in der Mauser verloren wurden oder an Plätzen, wo ein Raubvogel seine Beute geschlagen hat, verstreut sind. In einer Schachtel hortet er seine Schätze: lange Fasanenfedern, schillernde Erpel Federn, schwarzweiße Federn der Elstern, samtige der Eulen, getupfte vom Buntspecht, gestreifte vom Kuckuck, Taubenfedern in einfältigem Grau, kriegerisch geflammte der Habichte. Immer wieder stöbert er in der Nähe von Futterkrippen nach abgeworfenen Geweihstangen, jedoch lange ohne Erfolg. Sein Wunsch erfüllt sich erst, als er mit einem Spielkameraden im Wald unterwegs ist und sie zufällig darüber stolpern. Doch wie das schöne Stück teilen?

Der junge Waldläufer tritt Gänge in die Brombeerhecke, um an die glänzenden Früchte heranzukommen. Weil er nur eine kurze und keine lange Hose angezogen hat, ist das ein schwieriges Unterfangen. Er hat gelesen,

dass man in der Wildnis von Nordamerika aufpassen muss, beim Beerenpflücken nicht unversehens auf Bären zu stoßen. Er malt sich aus, wie es wäre, hinter dem nächsten Strauch einem solchen Tier zu begegnen.

Sein Bruder misst ihm in Schritten die Entfernung aus, die Old Shatterhand unter der Wasseroberfläche zurücklegt, um den Vater von Winnetou im Zweikampf zu überraschen und sich auf diese Weise seinen Ehrentamen zu verdienen. Er ist beeindruckt. Wie kann ein Mensch so weit tauchen? Der Apatsche nenne seinen Freund Scharly, erzählt der Bruder, der auf diesem Gebiet Experte ist. Für die Ferien ist der Gymnasiast aus dem Internat heimgekehrt, in dessen Bibliothek die Bände von Karl May vollzählig versammelt sind. Der Junge verfügt bei Weitem nicht über die Kraft, das Gewicht seines Körpers auf den Zehen und Fingerspitzen zu halten, und sieht sich schon gar nicht imstande, ein Lagerfeuer zu beschleichen. Ihm wird erklärt, dazu bedürfe es eben langjähriger Übung. Er schöpft Hoffnung.

Er ist Ackerbauer und Viehzüchter geworden. Jeden Vormittag soll er die Mostbirnen aufsammeln. Aber bereits zu Mittag ist die Straße wieder übersät mit aufgeplatzten Früchten, von deren Fruchtmarm Wespen trinken. Furchtlos packt er die Birnen und wirft sie in den Korb. Benommen vom gärenden Saft torkeln die Wespen hoch. Auch die Schweine, denen er das Fallobst in den Trog kippt, machen sich mit Begeisterung darüber her, ohne den Insekten, die den Abflug nicht mehr geschafft haben, weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Unter den Bäumen des Nachbarn liegen die heruntergefallenen Birnen so dicht, dass sie den Boden bedecken.

Schon den ganzen Tag über arbeitet sich ein Trupp älterer Frauen von Baum zu Baum vor. Ihr Gemurmel rückt immer näher. Im Gegensatz zu dem Knaben, der den Korb zu sich stellt und sich hinkauert, um mit raschen Griffen alle Birnen in Reichweite einzusammeln, bücken die Frauen sich die ganze Zeit. Sie richten sich ächzend auf und entleeren ihre Henkelkörbe in den Anhänger des Traktors, der sie begleitet.

Mit dem Spaten grabe ich Erdäpfeln aus. Es lässt sich nicht vermeiden, dass ein Teil der Knollen vom Blatt des Werkzeugs glatt zerschnitten wird. Das Ergebnis meiner Anstrengungen wird vom Vater einer kritischen Musterung unterzogen. Er nimmt sich die Mistgabel her und schafft eine Zeile, für die ich eine halbe Stunde benötigen würde, mit der Forke in zehn Minuten. Dazu sticht er mitten in die vertrockneten Strünke hinein und reißt mit einem Ruck das Bündel auseinander. Die Erdäpfeln kollern dabei sauber heraus, und ich klaube hintennach.

Ich führe die Freundin bei meinen Eltern ein. Wegen der Fisolensuppe, die auf dem Tisch steht, wird sie aufgefordert, den Dialektausdruck „Boaschorl“ zu artikulieren, der in der Mundart für Fisolen steht. Das Wort lässt sich zwar als „Bohnenschoten“ übersetzen, doch gängige Buchstaben geben seine Laute nur unzureichend wieder. Nach dem dritten Versuch bringt sie das Wort heraus, ohne über die zusammengezogenen Vokale zu stolpern. Nur die authentische Klangfarbe des Zungenbrechers fehlt. Alle lachen über ihre Versuche. Ich bin stolz darauf, dass meine Heimat über eine so schwierige Sprache verfügt, die den Ausländer, mag er auch nur aus dem Wiener Raum stammen, sofort als Exoten punziert.

Vor der Tür steht ein Einkaufswagen. Ich klappe den Kindersitz heraus und setze meine Tochter hinein. Sie freut sich. Ich fahre mit ihr auf dem asphaltierten Fußweg zwischen den Wohnblöcken. Kinder spielen Fußball. Meine Tochter verdreht sich in ihrem Sitz und beobachtet sie interessiert. Wir begegnen einem Kind, das vielleicht auch ein Mädchen ist, und seinen Eltern. Es ist ein Jahr älter und kann schon laufen. Es sagt „Baby“, bleibt aber schüchtern. Meine Tochter lächelt, streckt den Zeigefinger aus und tapst auf sein Gesicht. Die Mutter ermuntert ihr Kind. Dieses zeigt auf den Anhänger am Zippverschluss der Jacke meiner Tochter und sagt etwas, was nur seine Mutter als „Leisverschluss“ erkennt. „Ja, Reißverschluss“, bestätigt sie. Sie verabschieden sich. Alle winken, nur meine Tochter nicht. Als ich mit ihr weiterfahre, verlagert sie ihr Gewicht zur Seite, hängt sich aus dem Wagen und blickt der Familie nach, deren Kind daran gehindert wird, uns nachzulaufen. Auf dem Rückweg begegnen wir ihnen an nahezu derselben Stelle wieder. Sie haben inzwischen Bekannte getroffen. Das Kind klettert auf eine Bank und springt auf der Sitzfläche herum. Hinter den Türmen des Klosters geht die Sonne unter.

Ich laufe durch die Weinberge oberhalb des Ortes. Über dem Marktplatz steht ein klarer, gelber Lichtpunkt – ist das der Abendstern? Oder vielleicht doch nur der Scheinwerfer eines Flugzeugs? Die Luft ist warm. Die Fußgängerampel taucht den Übergang in rotes Licht. Bevor die Ampel umspringt, überquere ich die momentan freie Straße. Sobald ich auf der anderen Seite angekommen bin, höre ich Autos am leeren Zebrastreifen anhalten. Von der Heide hüpft mir Schmelzwasser entgegen, das auf dem steilen Weg im Mondlicht blinkt. Im Wald

bleibe ich auf einer Lichtung stehen. Ein Rinnsal zweigt hier vom Weg ab und verschwindet glucksend unter dem Schnee, auf den der Mond in langgezogenen Umrissen die Bäume malt. Ich lege den Kopf in den Nacken und blicke hinauf zu den Gestirnen. Im Augenwinkel hebt sich das Gespinst der Zweige gegen den Nachthimmel ab. Hier sehe ich noch mehr Sterne als vorhin im Freien.

Geschichten ließen sich nur stückweise einsammeln, fand schon Erich Kästner. Am Ende erst komme ein Teil daher, von dem man nicht weiß, wo man ihn unterbringen soll. Bevor die Erzählung nicht wieder zur Gänze aufgetrennt und zerlegt worden ist, lässt sich das Fragment nicht einfügen.

I hob kor Zeit zum Schui sitzn!

Das Erzählen verändert und verfremdet die Vergangenheit. Die Erinnerung rettet Momente, die uns wichtig sind, vor dem Vergessen. Dabei strukturiert sie den gestaltlosen Brei der Vergangenheit. Sie misst einem Ereignis besondere Bedeutung zu, die sie anderen Geschehnissen verweigert. Wie bei einem Paternoster ist das Erinnern an das Vergessen geknüpft. Je weiter das eine zu Tage gefördert wird, desto tiefer in die Dunkelheit sinkt das übrige hinab. Je mehr ich mich um die Wiedergewinnung der alten Geschichten bemühe, desto sicherer ist verloren, was ich nicht erzähle. Das Erinnern wird der Vergangenheit nicht gerecht. Es wählt aus, verwirft Wesentliches und verliert sich in belanglosen Details. Erinnerung zerstört die Gesamtheit, muss fragmentarisch bleiben. Das Erinnern beendet die Vergangenheit. Erinnern bedeutet den Verlust von lebendiger Geschichte, weil es einen Schlusspunkt hinter Sätze macht, die noch nachhallen. Es neutralisiert Kräfte, die unberechenbar in uns wirken, und trägt auf diese Weise Vergangenheit zu Grabe. Erinnerung kappt die Taue, die uns mit dem alten Ufer verbinden.

Als ihre Enkelin Sonnenblumenkerne für die Singvögel mit den Händen aus dem Kübel schaufelt, fällt meiner Mutter ein, wie sie als kleines Mädchen es liebte, im Berg frisch gedroschener Getreidekörner zu wühlen. Sie setzte sich in den nachrieselnden Haufen, fasste hinein und ließ die Körner durch die gespreizten Finger rinnen. In dieses Spiel war sie ganz versunken. Sieht meine Mutter, wie ihre Enkelin gekämmt wird, so denkt sie an die langen, blonden Zöpfe, die sie als junge Frau trug. In den ersten Jahren ihrer Ehe waren die Tage so sehr mit Arbeit ausgefüllt, dass für die Pflege der

langen Haare keine Zeit blieb. Schließlich griff sie zur Schere.

Als Kind soll sie das graue Leinen, das auf der Wiese zum Bleichen ausgebreitet worden ist, mit Wasser besprengen. Das kleine Mädchen kann das Gewicht der vollen Gießkanne kaum heben. Der Anbau von Lein, der Anfang des 20. Jahrhunderts stark zurückgegangen war, lebte nach dem Ersten Weltkrieg wieder auf. Bis in die Dreißigerjahre wird die Pflanze auf den Höfen zu Flachs verarbeitet. Ein Bauernweber verfertigt daraus grobes Leinen.

Gleich neben der Küche ist das Zimmer der Eltern, wohin die Vier- oder Fünfjährige zum Schlafen geschickt wird, während ihre älteren Schwestern noch abwaschen und dabei singen. Die Lieder gefallen dem Kind, und es wird erzählt, es habe aus der Schlafkammer gerufen: „Macht's de Dier [Tür] auf, i wüh do ah mitsinga!“ Mit noch nicht ganz sieben Jahren, als sie eingeschult werden sollte, habe sie gesagt: „I hob kor Zeit zum Schui sitzn, i murß Furderarbeiten gehen!“

Gurken und Paradeiser – Gemüse, das aus unserer Küche nicht mehr wegzudenken ist –, waren in ihrer Kindheit weitgehend unbekannt. Zum ersten Mal sah sie Gurken auf dem Butterbrot ihrer Lehrerin, die unterdessen ihre Zähne in einen Paradeiser schlug, als wäre es ein Apfel. Da denkt sie kritisch: „Na, des kann vielleicht was sein!“, weil ihr die aufgeschnittenen Gurken und der angebissene Paradeiser nicht sehr appetitlich erscheinen.

Auf kleinen Bauernhöfen, wo Söhne fehlten oder durch Einrücken abhandengekommen waren, übernahm eine Kriegsgeneration von Mädchen männliche Tätigkeitsbereiche wie das Heumähen. In Vertretung der Brüder, die man zum Militär eingezogen hat, geht die Vierzehnjährige um drei Uhr früh mit dem Vater die Heuwiese mähen. Wenn sie damit um acht fertig sind,

wird ihnen nach der morgendlichen Mäharbeit zusammen mit dem übrigen Haushalt eine *Stob'suppn*, also eine Suppe aus Mehl, saurer Milch und Rahm kredenzt. Nur während der Erntezeit oder bei der Holzarbeit im Winter wird am Vormittag zur Jause geselchtes Fleisch gereicht, welches direkt auf dem Brot, ohne Teller oder Brett als Unterlage, geschnitten wird. Zur Nachmittagsjause gibt es im Sommer Schaf- oder Topfenkäse mit Rahm, im Winter steht eine Schüssel mit Walnüssen auf dem Tisch, von denen jeder sich aufbricht, so viele ihm schmecken, dazu noch Äpfel. Das Mittagmahl besteht im Sommer aus Suppen mit unterschiedlichem Gemüse und im Winter aus Erdäpfeln mit Sauerkraut, das in Bratenfett angeschmalzen wurde, danach jeweils eine Mehlspeise. Nur am Sonntag steht Fleisch auf dem Speiseplan, jedoch ausschließlich geräuchertes oder gepökelt. Frischfleisch gibt es erst im Spätherbst, nachdem ein Schwein geschlachtet worden ist. Alle Fechter – die Vagabunden und Bettler, welche in den Dreißigerjahren zahlreich an die Türe klopfen – bekommen zu essen. Ohne Ansehen der Person werden die Bittsteller mit Nahrung versorgt. Sind es zuerst arbeitslose Dienstboten und sozialdemokratische Wandergesellen, später dann hamsternde Stadtleute sowie bei Kriegsende Deserteure der Wehrmacht und Flüchtlinge vor der Roten Armee – sie alle bekommen etwas zum Essen. Auch meine Großmutter hält es damit, wie es der bäuerliche Ehrenkodex, die moralische Ökonomie, verlangt, will man nicht als geizig und hartherzig gelten. Für Besizende ist es nicht ungewöhnlich, die vielen Hilfeheischenden zu versorgen.

Als das Mädchen einmal zum Nachbarn, dem alten Herrn Deweis, vulgo Schweinzel-Bauer, mit einem Botendienst geschickt wird, erhält sie dort, da dieser

Bienenstöcke besitzt, ein paar Löffel voll Honig als Belohnung. Für das Kind ist die Wabe eine kostbare und köstliche Gabe. Sie hat aber vorher schon den nächsten Auftrag erhalten: Sie soll danach sogleich die Ochsen weisen; also den Ochsen, die in den Pflug gespannt wurden, vorausgehen. Weil ihre Rückkehr sich aufgrund des Botenlohns ein wenig verspätet, schlägt mein Großvater sie mit dem bereitgehaltenen Ochsenziemer hart über den Kopf. Für das kleine Mädchen ein heftiger Schmerz und eine nie vergessene Kränkung.

Im Garten wuchs das intensiv riechende Pfefferkräutl. Der Vater habe das jeden Sonntag sich mit einer Nelken auf den Rock g'steckt, zum Kirchengehen, erzählt meine Mutter von meinem Großvater. Wenn auch heutzutage gelegentlich das Bohnenkraut, *Satureja hortensis*, unter der volkstümlichen Bezeichnung Pfefferkraut läuft, so ist hier die schon in den Kräuterbüchern aus dem 16. und 17. Jahrhundert und in der zeitgleichen „Hausväterliteratur“ als Pfefferkraut geführte Breitblättrige Kresse, *Lepidium latifolium*, gemeint, deren weiße und duftende Blütenstände sich besser zu dem von meiner Mutter beschriebenen Zweck eignen. Wolf Helmhart von Hohberg beschreibt ihre medizinische Anwendung und Wirkung im Kapitel LVII seiner *Georgica curiosa* oder *Adeliges Land- und Feldleben* (Erstausgabe 1682).

Bevor die Rinder auf die Weide getrieben wurden, bekamen sie von meinem Großvater eine *Mäu-Gäb* [Maulgabe] aus geschrotetem Getreide, Gleim [Kleie] und Salz in einem *Süchta*, einem hölzernen Melkeimer, dargeboten, um damit ihre Fresslust anzuregen.

Das Brennholz wird mit der Handsäge kleingeschnitten. Sobald der Vater mit einer Feile die Säge schärft und deren Zähne schränkt, damit sie besser ins Holz beißen,

sammeln die Kinder auf einem Blatt Papier die kleinen metallenen Sternchen, die dabei vom Sägeblatt abfallen, und zünden sie an. Die Splitter flammen explosionsartig auf und verpuffen wie Sternspritzer.

Aus ihrer Kindheit ist meiner Mutter das Sprichwort geläufig: „Sitz di nieder und lass den Schlaf da!“, wenn ein eiliger Besucher zum Hinsetzen genötigt werden soll. Dem Sprichwort liegt die magische Vorstellung zugrunde, dass die Unruhe und Hast des Besuchers, der sich nicht dem Rhythmus des Hofes unterwirft, dessen Bewohner um die Ruhe, insbesondere um die Nachtruhe bringen könnte. Die Großmutter will auch nicht, dass die Kinder einander ins Gesicht blasen: „Davon kriegt man einen Ausschlag!“

Wann immer der imkernde Nachbar, der Schweinzelbauer, zum Großonkel des Mädchens, der als Knecht auf dem Hof lebt, auf Besuch kommt, ziehen die alten Männer sich in die Stube zurück. Kinder sind von deren Unterhaltung ausgeschlossen. Doch das Mädchen erlauscht durch den Türspalt Geister- und Gruselgeschichten, Geschichten von glühenden Kugeln, die dem nächtlichen Wanderer erscheinen, und vom unheimlichen Wichtel [Käuzchen], das jenen Häusern sich nähert, wo ein Bewohner im Sterben liegt.

Der Nachbarhof Malberg, Wohnstatt der Eltern des Vaters meiner Mutter, ist frei auf einer Hügelkuppe gelegen. Die Quelle, aus der sich der Hof versorgt, liegt am südlichen Gegenhang. Das Gewässer speist ein Becken im Tal, dessen Inhalt von einem sogenannten Widder – eine Pumpe ohne externen Antrieb, die bei Technikern unter der Bezeichnung „hydraulischer Stoßheber“ läuft – auf das Niveau des Bauernhofes gehoben wird. Der Widder läuft Tag und Nacht. Rhythmisch stößt er einen kleinen Schwall Wasser aus. Ohne eine andere Energie-

zufuhr als die Bewegungsenergie eines kleinen Rinnsales zu benötigen, befördert er stetig und ausdauernd kleine Mengen von Wasser auf dreihundert Höhenmeter. Dabei entsteht ein charakteristisches Geräusch, ein Klappern oder Tuckern. Der Widder ist ein unauffälliges, aber nicht leises Wunderwerk angewandter Technik. In der Stille eines abgeschiedenen Tales klar zu vernehmen. Ein Grundton der Landschaft. So allgegenwärtig, dass er von den Bewohnern des Bauernhofes nicht mehr wahrgenommen wird. Dieses Klopfen ist immer dann zu vernehmen, wenn die Kinder Postsachen, die der Briefträger bei ihnen hinterlegt hat, zum Nachbarn hinauftragen.

Im Elternhaus meiner Mutter springt quer zum Satteldach ein kleiner Giebel vor, der das einzige Zimmer im Obergeschoß beherbergt, das Kreuzstöckl. In dieser unbenützten Mansarde steht ein Schrank, der ihrem Vater gehört. In dem Möbel führte er vor seiner Verheiratung wie jeder Dienstbote seine persönlichen Besitztümer mit sich. Bei jedem Dienstwechsel wurde der Schrank mitgenommen. Das Mädchen schleicht sich in die Dachkammer hinauf, um die Bücher, die ihr Vater in jenem Schrank aufbewahrt, heimlich und ungestört zu lesen. Es sind aber keine Bücher, wie sie in einer Buchhandlung erworben werden können, sondern Fortsetzungsromane aus Zeitungen, die ausgeschnitten und gesammelt wurden, um sie dann zu binden. Die Technik des Fadenheftens von solchen Konvoluten war im bäuerlichen Bereich weit verbreitet und wurde von den Lesern selbst praktiziert. In die aufregende Welt dieser Heimat- und Liebesromane taucht das Mädchen mit glühenden Wangen ein. Das Leseerlebnis wird ihr durch das Geheimnis versüßt.

Ansonsten fühlt sie sich mehr zur Feld- und Stallarbeit hingezogen. Ihrer Mutter Beistand in der Küche zu

leisten, würde viel eher zu den Pflichten der jüngsten Magd auf dem Hof, der Saudirn, gehören. Einmal platzt meiner Großmutter der Kragen über die Tochter, die sich lieber den Männern anschließt, um nur ja nicht zur Frauenarbeit herangezogen zu werden: „Wann du net kochen lerna willst, kannst net heirat'n und aus dir wird nir a Bäu'rin!“, schimpft meine Großmutter. Das Mädchen bringt durch seinen Eigensinn die herkömmliche Aufteilung der Aufgabenbereiche auf dem Bauernhof durcheinander. Tatsächlich sollte später ihre Fähigkeit, eine Arbeitsmannschaft zu bekochen, bei den Bau- und Modernisierungsprojekten meiner Eltern unverzichtbar sein.

In der Nachkriegszeit leitet die Bauernkammer ihre Mitglieder bei Modernisierungsschritten an. Auch eine junge Frau kommt von den Vorträgen begeistert heim und ist begierig, die neuen Methoden auf dem Hof der Eltern einzuführen. Dort wird die Landwirtschaft noch mit sehr traditionellen Methoden betrieben. Die Wiesen werden ausschließlich zum Heuen genützt, auf ihnen gedeiht das Winterfutter. An frischem Gras bekommen die Rinder nur das, was auf Angern und Rainen wächst. Kraftfutter wie frischen Klee sehen die Kühe nie im Barren. Auch wird von der Möglichkeit, die Wiesen zu düngen, kaum Gebrauch gemacht. Die junge Frau veranlasst ihren Vater, Thomasmehl zu kaufen. Sie fährt die achtzig Kilo schweren Säcke mit der Schubkarre zu allen entlegenen Wiesenstreifen und verteilt dort das rußschwarze Pulver. Die Schubkarre wird von meiner Mutter, so wie auch im Melk- und Traisental östlich ihres Elternhauses, *Schubgorm* genannt. Im südlich anschließenden Voralpengebiet bis hinüber zum oberen Ybbstal sagt man dazu *Tragatsch*. Im nordwestlichen Mostviertel steht dafür das Wort *Radltrog* in Gebrauch.

Die hölzerne Egge zerkleinert die schweren Lehmbrocken, welche die Pflugschar hinterlassen hat, nur unzureichend. Mit einem großen hölzernen Hammer werden die Kinder ausgeschickt, *Schrollen z'schlagen*.

Zum Eindecken von Dächern benötigt man reines und kräftiges Roggenstroh. Nach dem Schnitt werden solche Garben nicht in der Dreschmaschine ausgeerntet, sondern über ein vom Wagen abgezogenes Rad geschlagen, bis die Körner ausfallen. Auf diese Weise bleiben die Stängel intakt und bewahren ihre Fähigkeit zur Wärmedämmung. Diese Methode kommt übrigens auch zur Anwendung, wenn für die Aussaat von Wintergetreide im Herbst Saatgut benötigt wird, bevor noch die Garben richtig ausgedroschen werden können. Um dem drohenden Befall mit Pilzsporen zu begegnen, beizt ihr Vater das Saatgut mit Kolophonium, dessen Brocken erst zu feinem Staub zerstoßen werden müssen. Nach dem Ausschlagen wird die leere Garbe in den Schabknecht gespannt und durchgekämmt, um Unkraut und Verfilzungen zu beseitigen. Dann kommt die Schabbank dran, die wie eine auf der Sitzfläche liegende Sitzbank aussieht. Zwischen den Beinen der Bank werden die Strohhalme aufgelegt, auf gleiche Länge geschnitten und, sobald die Stärke eines Bündels erreicht ist, zusammengebunden. Schließlich verwahrt man die Schab' sorgfältig, bis sie benötigt werden. Die Aufbringung auf dem Dach erfolgt durch Spezialisten.

Das Dreschengehn ist für die bäuerliche Jugend eine wichtige Zusammenkunft. Nach der gemeinsamen Arbeit an der lauten und schmutzigen Dreschmaschine kommt es zum verbalen Schlagabtausch. Erst wenn alle beim Essen sitzen, kehrt Ruhe ein. So mancher Spaßvogel findet sogar dafür noch ein Bonmot: „Jazt hat sich der Sturm g'legt, iazt kinna'ma Stoaner fiahrn!“ Die Lust

am kreativen Gebrauch der Sprache brachte diese Schätze einer mündlichen Kultur hervor. Tätigkeiten, die es erlaubten, Gleichaltrige zu sehen, waren Anlass zu Spiel, Spott und Spaß.

Nach dem Krieg geht – nach dem Vorbild seines Nachbarn – auch mein Großvater dazu über, Bienenvölker zu halten. Seine Kinder weist er an, Schwärme, die ihre Stöcke verlassen haben, jene träge dahinziehenden Wolken aus tausenden Insekten, mit Erdbrocken zu bewerfen, damit sie gezwungen würden, sich niederzulassen. Kotschmeißen wird das genannt. Als die junge Frau einmal ein solches Gewimmel auf diese Weise attackiert, wird sie selbst angegriffen. Am Kopf hat sie ein gutes Dutzend Stiche. Es gelingt ihr zwar, den Bienen zu entkommen, doch im Verlauf der nächsten Stunden schwillt ihr Gesicht unter der Einwirkung des Bienengiftes an. Am Tag darauf soll sie an einer Theatervorstellung mitwirken. Die ganze Nacht ist sie wach und legt sich einen in Kamillentee getränkten Wollbausch auf, ein *Bäuschl*, bis ihre Gesichtszüge wieder zu erkennen sind.

Abschied von der Wimmer-Nani

Für ein Foto bauen sich alle zehn Mitglieder des Haushaltes meiner Großeltern im sommerlichen Schatten der Bäume vor dem Haus auf. Die Jüngste ist erst vier oder fünf Jahre alt. Ihre beiden ältesten Schwestern sind schon fast erwachsen und flankieren die letzte Reihe. Zwischen ihnen eine Frau um die Dreißig, mit zwar etwas derben, aber offenen und gutmütigen Gesichtszügen, nicht schön, aber auch nicht hässlich zu nennen. Diese Frau ist die Wimmer-Nani, der letzte Diensthote,

den meine Großeltern hatten, wenn man vom Stiefonkel meiner Großmutter, dem Knecht Hans, absieht, der auf dem Foto erst auf dem zweiten Blick zu erkennen ist, so weit hat er sich in den schattigen Hintergrund zurückgezogen. Das kleine Mädchen in der ersten Reihe lehnt sich seitlich an seine Mutter, schmollend, sich ihr gleichzeitig entziehend und anschmiegend. Mit bösen Augen unter ablehnend herabgezogenen Brauen fixiert sie als einzige das Tun des Fotografen, während der abwesende Blick der anderen auf einen unbestimmten Punkt in der Ferne gerichtet ist. Als das Kind fünf ist, muss es von der Wimmer-Nani schmerzlichen Abschied nehmen. Ein Pferdewagen ist gekommen, um den Schrank mit den Habseligkeiten der aus Wolfpassing stammenden Magd abzutransportieren. Die junge Frau verbrachte vor ihrer Verheiratung einige Dienstjahre auf dem Hof Unter-Weilach und wurde von dem Kind heiß geliebt. Eine weitere Magd auf dem Hof meiner Großeltern bevorzugt die um ein Jahr ältere Schwester. Über das kleinere Mädchen gießt sie nur Spott und Häme aus, um sich an dessen Wutausbrüchen zu weiden. Als die Wimmer-Nani fortmuss, versteht das Kind nicht, dass ihre älteren Geschwister Tini, Hanni, Peter und Willibald, die schon sechzehn, fünfzehn, vierzehn und elf Jahre alt sind, durch ihre Arbeitskraft die weitere Anstellung von Knechten und Mägden auf dem Hof erübrigen. Dafür kommen jetzt an Sonntagnachmittagen die Knechte von den umliegenden Höfen – alles fesche junge Männer –, um mit den großen Schwestern zu singen. Dem kleinen Mädchen prägen sich diese Besuche ein, ohne dass ihm der eigentliche Zweck bewusst wäre.

Traumorte

Den Namen von Jugoslawien verbinde ich mit einer Landkarte, die fünf Republiken und zwei autonome Gebiete zeigt. In Form eines fächerübergreifenden Schulprojektes beschäftigen uns während der zweiten Klasse im Gymnasium ein Semester lang Bräuche und Sitten, Lieder und Geschichten aus den sieben territorialen Einheiten Jugoslawiens. Deren Verschiedenheiten und ihre jeweilige Herkunft aus dem osmanischen, ungarischen, österreichischen und venetianischen Machtbereich werden mir bewusst. Mit Hingabe vertiefe ich mich in das Studium der bunten Karten des ethnisch-religiösen Mosaiks. Dabei vermittelt sich mir ein heiteres und friedvolles Bild vom Leben in diesem Vielvölkerstaat. Wichtig wird das Jugoslawien-Projekt für mich außerdem durch einen Zeichenwettbewerb, dessen Thema „Urlaub“ lautet. Da ich diesen nicht wie viele meiner Alterskollegen mit Seeigeln, Sonnenöl und Čevapčići in Verbindung bringe, stelle ich auf meiner Tuschfederzeichnung zwei Buben dar, die auf einem Bauernhof Fußball spielen, wobei sich im Hintergrund waldbedeckte und von Burgen gekrönte Hügel erheben. Gemeint ist damit mein Ferienaufenthalt im Mühlviertel bei der Familie eines Siloverkäufers, dem Achleitner – ein Freund und Kollege meines Vaters, welcher einen mir ungefähr gleichaltrigen Sohn hat. Mit dieser Zeichnung erringe ich in meiner Altersgruppe einen zweiten Preis.

Das tatsächliche Jugoslawien sollte ich erst gegen Ende der Achtzigerjahre betreten, kurz bevor es im Bürgerkrieg unterging. Der spätere Verteidigungsminister und Ministerpräsident von Slowenien, Janez Janša, war vorläufig noch ein pazifistischer Dissident, der in einer häretischen

Jugendzeitschrift schrieb. Als Mythos ist mir Jugoslawien mit seinen Trachten, Traditionen und Stämmen immer lieb gewesen. Das wirkliche Jugoslawien konnte nie in diesen Rang eintreten. Es gab aber auch anderswo noch reale Orte, die sich niemals mit ihrem ideellen Vorbild messen konnten. Der spanische Nobelpreisträger Juan Ramón Jiménez hat mit der Geschichte des Esels Platero seinem Geburtsort Moguer zu immerwährendem Ruhm verholfen. Seine andalusische Elegie, wie ihr Untertitel lautet, ist das lyrisch verdichtete Panorama einer vergangenen Welt, ein tragischer Kosmos aus Trauer und Mitleid mit aller Kreatur, gezeichnet in den melancholischen Farben eines kurzen Regenschauers im Frühling und der Herbstsonne in den Weinbergen. Der kleine Esel ist in die Weltliteratur eingegangen. Bei unserem Besuch präsentierte sich Moguer als belangloses Städtchen in Südspanien. Doch schon Jiménez schreibt, dass Plateros Moguer nicht mehr existiere. Auch Johannes Bobrowski hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass sein Sarmatien ein fiktiver Kontinent sei, verlorengegangen am Rand der Geschichte im Niemandsland der Länder, die der Fluss Memel in seinem Lauf berührt. Wie der einstige Sehnsuchtsort durch die Begegnung mit dem real existierenden Jugoslawien verlorengegangen, so existieren ideelle Landschaften allein noch in der Geschichte oder in einer Geschichte. Traumorte, mögen ihre Namen auch auf einer Landkarte verzeichnet sein, bleiben für immer unauffindbar.

Eine kleine Geschichte der Dunkelheit

Ich sehe mich auf der flechtenüberwachsenen Abdeckung des Dorfbrunnens sitzen, während die Dämmerung sich breitmacht. Das ganze Dorf scheint wie aus-

gestorben. Unser Haus steht leer, niemand ist daheim, und aus keinem der Fenster strahlt Licht in den Abend. Diese dunklen Fensterhöhlen machen mir Angst, und ich erwarte sorgenvoll die Wiederkehr meiner Mutter. Wie lange es tatsächlich dauert, bis sie dann auftaucht, und wo sie gewesen sein mag, weiß ich nicht mehr. Irgendwann biegt dann ein Scheinwerferpaar von der Landstraße in die Dorzufahrt ein, und ich erkenne das gewohnte Geräusch unseres Autos. Die Dunkelheit im Dorf, das auf zwei Seiten von einem großen und schweig-samen Wald eingeschlossen wird, verliert erst ihren Schrecken, als ich etwas älter geworden bin. Meine Brüder nehmen mich immer wieder zu Nachtwanderungen und nächtlichen Radtouren mit, auf denen ich mich mit der Finsternis vertraut machen kann. Keine Straßenbe-leuchtung zerstört die Nacht, kein Widerschein von Flutlicht hängt wie eine Dunstglocke über den Siedlun-gen, keine Disco-Spots bohren sich in den Nachthim-mel. Die Dunkelheit ist tief und vollkommen. In ihrer perfekten und bedrohlichen Schönheit fühle ich mich geborgen. Als Jugendlicher genieße ich den Nervenkit-zel, mich allein durch die Nacht zu bewegen und dabei meine Sinne zu schärfen. Um mich im Wald zurechtzu-finden, bin ich nicht auf Tageslicht angewiesen. Meine innere Landkarte ermöglicht es mir, meinen Weg anhand von graduellen Abstufungen der Dunkelheit über mir zu finden. Die Nuancen weisen auf eine Lücke zwischen den Baumkronen hin und lassen sich mehr ahnen als sehen. Die Dunkelheit wird meine leidenschaftlich geliebte Freundin. Der Zwang zur künstlichen Beleuchtung und Ausleuchtung hat das alles zerstört: die Schönheit der Vollmondnächte, das Eintauchen in die Finsternis und die Reinheit der Nacht. Seit das Licht der Aufklärung alle dunklen Winkel erreicht, sind die Refugien verloren.

Rund um das Feuer

In der frühen Märzendämmerung glost es unter einer Schicht aus winterklammen Blättern und morschen Ästen, die meine Mutter zusammengetragen hat. Spät-abends kommt es noch vor, dass solche Haufen plötzlich auflodern, weil die Glut sich durchgefressen hat. Sobald der neue Palmbuschen geweiht ist, werden die verdorr-ten Weidenschösslinge des vorjährigen Palmbuschens am Karfreitag oder Karsamstag im Hof verbrannt. Im Mostviertel nimmt das Osterfeuer die Form eines sol-chen Karfreitagsfeuers an, wie das von Helmut Paul Fielhauer dokumentiert wurde. Einmal veranstalten meine Eltern für die Nachbarn eine *Sunnawenden*. An der Spitze des großen Reisighaufens geht ein Sunna-wend-Hansl, ein vogelscheuchenartiges Gebilde, zur allgemeinen Begeisterung in Flammen auf. Über die Glut des abgebrannten Feuers halten wir zu Fledermäu-sen aufgeschnittene Knackwürste.

1959 haben meine Eltern den Tisch, der ihnen aus dem Erbe des Herrn Onkel zugefallen ist, um neue Küchenmöbel ergänzt. Sie lassen in der Küche auch einen Herd setzen, der gleichzeitig die Stube wärmen soll. Weil das zur Warmwasserbereitung in die Wand eingebaute Druckschiff die gesamte überschüssige Wärme verbraucht, klappt das aber nicht. Also bauen sie in den frühen Sechzigerjahren Ölbrenner und Zent-ralheizung ein. Eine betriebstüchtige Feuerstelle gibt es dann nicht mehr im Haushalt. Werden für das Ausräu-chern am Weihnachtsabend Glutstücke benötigt, muss ein offenes Feuerchen im Hof entzündet werden, sei es bei Regen oder Schnee. Darum kümmere ich mich. Der Brand in der Winternacht wärmt mich und meine Schwester, und wir genießen das Lichtspiel der Flam-

men. Mein Vater ist zu diesem Zeitpunkt noch bei seinen Kumpanen, den Silomauern und Vertretern. An diesen Lagerfeuern entsteht eine neue Gemeinschaft, eine, der er nicht zugehörig ist.

Flammen funktionieren am besten bei Dunkelheit. Damit ihr Licht uns erleuchten kann, muss es nur finster genug sein. So sind Herbst und Winter die besten Zeiten für spontane Lagerfeuer, die auf der Wiese eine Brandstatt hinterlassen. Das Brennholz wird am nahen Waldrand aufgesammelt. In der kalten Jahreszeit hat meine Mutter auch leichter Zeit, sich zu beteiligen. Eine Begebenheit, die sie mit schwankhaftem Grundton gerne zum Besten gibt, ist jene, wie sie an einem solchen Winterfeuer ihren Rücken wärmte, bis die Flammen ihre Mantelschöße ansengten. Der intime Kreis um das Feuer entwickelt sich zu einem Ritual, mit dem meine Mutter den Ausschluss ihres Mannes aus dem Familiengeschehen bekräftigt. Von seiner Frau ist er in seiner Position als Erzieher so gründlich herabgesetzt worden, dass die beiden Kleinsten ihren Vater nur noch als einen unwillig gelittenen Schlafgast in seinem Zuhause kennen, den sie weitgehend ignorieren können. Als mein Vater ein Kind war, konnte niemand sich in einen privaten Bereich zurückziehen; erst die warmen Heizkörper in allen Zimmern haben dies möglich gemacht. Solange es nur einen beheizbaren Raum im Haus gab, verbrachten die Bewohner dort neben der Arbeits- auch ihre Freizeit. Wenn er jetzt am Abend heimkommt und überall nach seinen Familienangehörigen sucht, findet er sie in eigenbrötlerische Belange vertieft – Lesen, Musik hören, Fernsehen. Resignierend nimmt er zur Kenntnis, dass seine beiden jüngsten Kinder ihn nicht mehr als zuständig empfinden und er ihnen nichts mehr zu sagen hat. Wann immer sie eine Erlaubnis, Geld oder eine Unterschrift benötigen,

wenden sie sich an die Mutter. Sie gilt es, bei Laune zu halten, und ihren Stimmungen ist man ausgeliefert. Immer wieder muss rund um das Feuer der Bund erneuert werden, so brüchig ist der Pakt, der dort gegen meinen Vater geschmiedet wird.

Unter freiem Himmel

Solange meine Mutter mit der abendlichen Arbeit im Stall beschäftigt ist, amüsiere ich mich zur Sommerzeit im Hof, am Dorfganger und im weitläufigen Obstgarten rund um das Haus. Ich renne den Katzen nach und tobe in der Dämmerung herum, die immer tiefer und vollkommener wird, bis am Himmel der letzte Rest von Helligkeit versickert und die leere Finsternis sich zu einem überwältigenden Sternenhimmel auswächst. Wenn sich das Ende des Sommers ankündigt, höre ich aus dem Wald Käuzchen rufen. Ich liebe die Dunkelheit und berausche mich an der Vorstellung, frei und unauffindbar zu sein. Dabei ist klar, dass ich mich ebenfalls ins Haus zurückziehen werde, sobald meine Mutter im Stall das Licht abgedreht hat. Sie sitzt dann schon bei *Zeit im Bild*, und ich maule, weil ich den darauf folgenden Film nicht sehen darf. Schließlich werde ich weggeschickt und verdrücke mich ins Bett.

Zu Fuß unterwegs

Seit ich als Sechsjähriger fünf Kilometer von der Schule nach Hause gegangen bin, sind mir sämtliche Raine und Rieden abseits der Straße vertraut. Ich kenne jeden Abschneider durch den Wald, der in Wahrheit die

Dauer des Weges verlängert, und alle Plätzchen am Waldrand, wo sich Erdbeeren im Gras verstecken. Ich erforsche das Bächlein, das an jener Stelle, die Eschenreith genannt wird, aus dem Wald austritt und in den Wiesen verschwindet. Ich lasse keine Leiter aus, die zu einem Ansitz in einer Astgabelung führt.

Während meiner Volksschulzeit besuche ich einen Klassenkollegen, der in einem der etwas entfernteren Dörfer wohnt, regelmäßig am Samstagnachmittag zum Spielen. Wir haben zwar auch an diesem Tag Unterricht, bekommen aber zumindest keine Hausarbeiten aufgetragen. Wir bauen Baumhäuser und durchstreifen gemeinsam den Wald. Auch dorthin bin ich zu Fuß unterwegs. Im Winter mache ich mich nicht eher auf den Heimweg, als die Dämmerung sich bemerkbar macht und Wälder und Hügel in Nebel und Nacht versinken lässt. Für das Stück des Weges, das durch den großen Wald führt, reicht der Rest an Licht dann nicht mehr hin. Tapfer marschiere ich durch den düsteren Forst, allein mit meinen Gedanken und Fantasien. Manchmal ist auch eine Portion Angst dabei.

Für alle, die noch nicht zwölf sind, sei es verboten, mit dem Rad auf der Straße zu fahren, höre ich, und früher würde es auch keinen Zweck haben, es mir beizubringen. Als ich mit zehn Jahren Ministrant werde, bin ich daher immer noch zu Fuß unterwegs. Im Sommer mache ich mich bei Sonnenaufgang auf den Weg, um dann viel zu früh auf dem fünf Kilometer entfernten Kirchberg einzutreffen. Im Winter wecke ich meinen Vater, der mich mit dem Auto zur Morgenmesse bringt. Wird nach einem der Begräbnisse, die am Nachmittag abgehalten werden, die *Zebrung*, das Leichenmahl, zu dem die Angehörigen auch die Ministranten laden, nicht direkt im Städtchen, sondern in einer Bauernwirtschaft

auf den Dörfern wie dem Terp in Bodensdorf angesetzt, dann lässt mich entweder einer meiner Kollegen auf dem Gepäckträger mitfahren, oder ich muss die ganze Strecke rennen. Besonders der Februar ist ein Monat, der zum Sterben beliebt ist und in dem wir immer wieder in den Genuss von Würsteln und Limonade kommen.

Bauernschnapsen

Das Fahrrad ermöglicht es mir schließlich, den Dienst am Altar, den ich als Ministrant verrichte, anzutreten, bevor noch meine Eltern nachkommen und sich auf die Männer- und Frauenseite der Kirche verteilen. Ich begegne ihnen erst im Wirtshaus wieder. Das Gasthaus Terp ist eine echte Bauernwirtschaft, deren Inhaber dazu eine Landwirtschaft und den Schulbus der ländlichen Gemeinde betreibt. In der Gaststube verläuft entlang der Wand eine durchgehende Sitzbank. Dazwischen wenige große Tische, von denen meist zwei von Gruppen besetzt sind, die dem Kartenspiel zusprechen, während am dritten eine Runde in lebhafter Unterhaltung begriffen ist. Mein Vater ist zuverlässig bei den Kartenspielerinnen anzutreffen, wo nicht viel geredet wird; das Spiel geht bedächtig an, die Karten werden überlegt ausgespielt, dann beschleunigt sich die Abfolge der Spielzüge, schließlich geht es Schlag auf Schlag, um endlich in ein befreites Auflachen zu münden, sobald alle Karten in der Mitte liegen. Er ist ein gerngesehener Teilnehmer dieser Runde, die sich sonst aus respektablen Bauern zusammensetzt. Dagegen ist der Tisch, wo es laut zugeht, der einzige, an dem auch Frauen zugelassen sind. Meine Mutter führt hier das große Wort und zieht alle Register der Rhetorik. Sie misst sich im edlen

Wettstreit der Worte. Ob sie mit Leidenschaft politisiert und Plädoyers für eine gerechte Sache hält oder in die Rolle des *advocatus diaboli* schlüpft und ihre Gesprächspartner mit Sophismen nervt, sie versteht es, ihre Mitstreiter in die Schranken zu weisen. Nie begnügt sie sich mit einer Statistenrolle, sondern weiß sich meist in Szene zu setzen. Vor keinem Mann gibt sie klein bei. Obwohl meine Mutter genauso mit den Karten gut umzugehen wüsste, scheint es aber nicht infrage zu kommen, dass sie bei den Kartenspielern Aufnahme findet. Dem leidenschaftlichen Vierer-Schnapsen gibt sie sich nur im Kreis der Familie hin. Mit meinem Vater und meinen älteren Brüdern verwandelt sie den Stuben- oder Küchentisch an winterlichen Nachmittagen in einen Spieltisch. Mich beeindruckt lediglich die Allegorien der Jahreszeiten auf den Assen der deutschen Spielkarten mit ihrer Symbolkraft. Mit den Figuren, die im Spiel Damen und Buam darstellen, baue ich mir meine eigenen Geschichten. Wem ein Hermann Geßler, Kuoni der Hirt, Stüssi der Flurschütz, ein Itell Reding, ein Ulrich Rudenz, ein Walter Fürst und ein Rudolf Harras ihr Erscheinen auf den Karten zu verdanken haben, fragte ich mich damals nicht – sie stammen aus Schillers *Wilhelm Tell*. Ich habe diese Bilder und Namen geliebt, weil ich damit machen konnte, was ich wollte.

Das Alletag-G'wand

Komme ich von der Schule heim, so läute ich an der Haustür und warte ungeduldig darauf, dass die Mutter Zeit finden wird, mich einzulassen, weil sie gerade dabei ist, das Essen auf den Tisch zu stellen. Der Vordereingang wird sonst wenig frequentiert, da sich davor ledig-

lich ein Blumengarten erstreckt. Es ist der hofseitige Eingang jener, welcher häufiger verwendet wird. Man gelangt zuerst in den Kuhstall, und von dort führt eine weitere Tür in das Wohngebäude. Der Stall ist ein integraler Teil unseres Haushaltes und seine Durchquerung ganz selbstverständlich. Vorbei am Schweinestall und durch die Scheune gibt es jeweils einen Durchgang zur Vorderseite des Hauses, der aber oft zugehängt ist und einen dann zwingt, um das Haus herumzulaufen. Überhaupt sind alle drei Eingänge an der Frontseite tendenziell versperrter als jene an der Rückseite. Die Haustüre ist in erster Linie für jene Besucher in offizieller Mission bestimmt, die zeremoniell in die Stube geleitet werden. Im Winter kündigen die Funktionäre der Vereine, die um Spenden heischen, oder ein Arzt, der gerufen wurde, sich durch das scharrende Geräusch an, mit dem sie den Schnee an dem im Boden eingelassenen Gitter von den Schuhsohlen streifen. Bevor ich mich nach der Schule zum verspäteten Mittagmahl setzen kann, hält die Mutter mich dazu an, in das Alletag-G'wand zu wechseln. Jene Kleidung, in die ich am Morgen schlüpfe, ist nicht dafür gedacht, unter nachmittäglichen Beanspruchungen zu leiden. Streng wird zwischen dem peinlich sauberen und etwas unbequemen Gewand für die Öffentlichkeit und dem Spielgewand geschieden, das ruhig ausgebeSSERT und abgenutzt sein darf. Meine Mutter macht sich an den ruhigen Winternachmittagen die Mühe, meine zerrissenen und durch häufiges Waschen ausgebleichten Kleidungsstücke mit großen und oft ungeduldig angesetzten Flickern zu reparieren. Diese alten Sachen ziehe ich viel lieber an und denke auch nie darüber nach, wie ich wohl darin aussehen mag. Kein Bauernkind schämt sich dafür, am Nachmittag mit geflickten Hosen herumzulaufen. Für wilde Spiele, das

Feierlborzen und das stundenlange Strawanzen im Wald sind sie viel geeigneter. In ausgebeulten Hosen und einem abgewetzten Pulli bewegt sich ein Kind wesentlich ungezwungener als in der adretten Kleidung, mit der man in die Schule geschickt wird. Deutlich voneinander getrennt sind eine Zeit, wo man erdig oder rußig sein darf, ohne dass die Mutter auch nur mit der Wimper zuckt, und eine, wo sie das nicht duldet. Wann man schmutzig werden und Spaß haben kann und wann man durch den Vordereingang eintritt, ist nicht zu verwechseln. Mit dem schönen Gewand entledige ich mich auch der Zwänge. Nur im Alletag-G'wand bin ich ein freier Mensch.

Kümmelkörner

Das Brot meiner Kindheit ist mit Kümmel gewürzt; ob vielleicht doch eher mit Koriander, Fenchel oder Anis, lässt sich nicht mehr genau bestimmen, dazu sind die gelegentlich auftauchenden grob verschroteten Körner einander zu ähnlich. Kümmel ist nichts Besonderes. Ob zu Marmelade oder Geselchtem, ob süß oder pikant, Kümmel konveniert immer. Da es keine weitere Brotsorte gibt, ist sein Geschmack im Begriff Brot mitgebakken. Mit Kümmel gewürztes Brot ist etwas Selbstverständliches, etwas, das sich von selbst versteht ... Es ist schwierig, bei der Beschreibung der Vergangenheit auf die Aufzählung dessen zu verzichten, was es damals noch nicht gegeben hat: das Dinkelbrot, das Olivenbrot, das Zwiebelbrot, das Karottenbrot, das Nussbrot und so weiter und so fort. Aber die Gegenwart der Vergangenheit musste sich vor dem, was die Zukunft bringen würde, niemals rechtfertigen. Wann immer wir darüber nach-

denken, was früher einmal gefehlt hat, kommen wir durcheinander. Weil dieses Nicht nicht von Bedeutung war. Was man nicht kennt, kann man auch nicht vermischen. Es gibt also keine Geschichte darüber zu erzählen, dass mich Fenchel, Kümmel und Koriander im Brot glücklich machen können. Ich bin mir nicht sicher, ob wir diese Gewürze im Brot überhaupt wahrgenommen haben. Es steht jedenfalls fest, dass uns dieser Geschmack eine liebe Gewohnheit war. So wie man das Salz im Brot nur registriert, wenn es fehlt. Ich merke erst dann, dass mir Kümmel abgegangen ist, als ich wieder einmal Gelegenheit finde, in Brot zu beißen, welches damit gewürzt ist. Sobald etwas erneut auftaucht, komme ich drauf, dass ich es zwischenzeitlich verloren habe. Das Bewusstsein der verlorenen Heimat stellt sich ein, wenn der bekannte Geschmack aufs Neue auf der Zunge liegt. Gleichzeitig ungewohnt und sensationell, weil so lange nicht erlebt, und trotzdem tief vertraut. Im Wahrheit bestand zum gewöhnlichen Brot eigentlich doch eine Alternative: der kleine Weißbrotwecken, den meine Mutter beim ambulanten Bäcker erstand und der dem sonntäglichen Frühstück vor dem Aufbruch zur Messe vorbehalten blieb. An hohen Feiertagen wurde es meist sogar ein Milchbrotstriezel mit Rosinen. Davon genossen wir, als wäre es Manna, das vom Himmel gefallen ist – so köstlich und aus gefallen erschien uns diese Speise.

Der Geruch meines Vaters

Mein Vater riecht nicht nach Rosen. Während langer Autofahrten in sommerlicher Hitze schwitzt er seine Hemden durch, und Bier und Wein, die ihm Kunden und Mitarbeiter verabreichen, verursachen außer einem

säuerlichen Mund-, auch einen signifikanten Körpergeruch. Dazu sein Übergewicht. Außerdem hält mein Vater sich oft in der Gesellschaft von Rauchern auf. Da er nicht von einem übertriebenen Hygienebedürfnis geplagt wird und allenfalls am Wochenende ein Bad nimmt, ergeben diese Komponenten eine strenge Duftnote, die ich mit der Welt der Erwachsenen in Zusammenhang bringe, mit der Gesellschaft draußen, mit ihren Belangen und Geschäften.

Ich delektiere mich dagegen am unschuldigen Duft von regennassen Wiesen, am berauschenden Parfum von blühendem Holunder, an den scharfen ätherischen Ausdünstungen von Brennesseln und am Bouquet von ausgereiftem Kompost; ja sogar den herben Geschmacksvarianten von Dung auf dem Feld, gärendem Fallobst und moosüberzogenem Totholz im Wald kann ich etwas abgewinnen. In der Sprache meiner Heimat wird übrigens jede angenehme Geruchsempfindung als *schmecken* bezeichnet. Da wird etwa von frischem Heu behauptet: „Das Heu schmeckt.“ Als wäre seine Qualität mit der Zunge zu verkosten. Auch die Engländer sehen das so, wenn sie den Ausdruck „to taste a smell“ verwenden. Wie ein Connoisseur stecke ich meine Nase tief zwischen die Buchseiten und lasse deren Aroma auf mich wirken. Meine Faszination für die vielfältigen Gerüche, die bedrucktes Papier zu verströmen imstande ist, hat auch mit meiner Kurzsichtigkeit zu tun, die mich dazu bringt, Texte nahe an meine Augen und damit an meine Nase heranzuführen. Eine unerklärliche Vorliebe hege ich für den milden Geruch nach Essig, der den Versteinerungen eigentümlich ist, die mein Bruder gesammelt hat. Deren Fluidum lässt sich weder beschreiben noch vergleichen, aber es ist wahrhaft himmlisch. An das reichen für

mich höchstens noch die Würze von Trebern und das Flair von abgemähten Grashalmen heran.

Dickhornschafe

Auf der Küchenbank und in der Stube, überall liegen zerfledderte Kalender mit Geschichten, alte Jahrbücher oder zerlesene Romane herum. Oft fehlen aber der Umschlag, der Einband, das Titelblatt und sogar mehrere Seiten. Wenngleich mir das damals egal ist, weil es mir nur auf den Inhalt ankommt, wird es später schwierig sein, diese Druckwerke, denen ich intensive frühe Leseerlebnisse verdanke, nachträglich zu identifizieren. Hartnäckige Bemühungen erlaubten es mir, endlich doch herauszufinden, dass sich darunter auch *Tapferer kleiner Inyo* befunden hat, ein Kinderroman der Amerikanerin Mabel O'Moran, dessen deutschsprachige Ausgabe knapp vor 1960 verlegt wurde. Die Autorin lässt einen Indianerjungen durch die wüstenhafte Landschaft des amerikanischen Südwestens irren, weil er bei einer Missionsstation Hilfe für seine Familie holen möchte. Bevor noch die eigentliche Handlung sich zu entwickeln beginnt, singt er eine Ode auf die Dickhornschafe, welche seine Heimat und damit das Buch bevölkern. Sie sind nicht nur für das Überleben des Pajute-Volkes wichtig, sie werden es auch für mich. Ihre Erwähnung hinterlässt bei mir einen unauslöschlichen Eindruck. Es ist nicht viel, was von dieser frühen Lektüre im Gedächtnis geblieben ist, aber wie ein Anker sitzt das Wort „Dickhornschafe“ in mir fest. Dieses marginale Bruchstück hat nicht aufgehört, mich zu beschäftigen.

Mostviertler Liebesgeschichte
(9. 8. 1930 – 26. 10. 2003)

Ich erinnere mich an die Erdbeeren. An einem windigen und regnerischen Novembertag wurde mein Onkel auf dem Friedhof von Purgstall begraben. Der Winter ist noch nicht vorbei, als ich in St. Pölten das Kolpingheim auf der Hermannshöhe aufsuche, um in seiner Dienstwohnung an der Aufteilung seines Nachlasses teilzunehmen. An diesem Freitagnachmittag hat sich das Heim schon weitgehend ins Wochenende entleert, nur wenige Bewohner begegnen mir noch mit ihren wäschegefüllten Reisetaschen, und der Portier ist nicht zugange. Meine Tante, die Nachlassverwalterin, lotst mich hinauf. Dort ist man gerade am Einpacken von Teegläsern, die für den Kaffee und die Obsttorte, welche auf dem Tisch stehen, bereits entbehrlich sind. Weshalb nur werden mir ausgerechnet die Erdbeeren, mit denen diese Torte belegt war, so klar in Erinnerung bleiben?

Die übrigen Anwesenden schenken der Torte inzwischen nur mehr wenig Aufmerksamkeit; sie sind bereits dazu übergegangen, mit Eifer Schranktüren zu öffnen, Bilder abzuhängen, Regale zu durchforschen, Kästen zu leeren, Gerätschaften zu überprüfen und Dokumente zu überfliegen. Lediglich mein Bruder, der auch gekommen ist, hält sich in dem Trubel noch zurück. Schließlich kommt zwischen den ungeordneten Fotos, mit denen die Schreibtischlade angefüllt ist, auch eines zum Vorschein, auf dem mein Onkel gemeinsam mit einem bekannten Bauunternehmer im Kreise lokaler Honoratioren zu sehen ist und wovon endlich auch das Interesse meines Bruders geweckt wird. Nun ist sogar er bereit, sich von seinem Platz hinter dem wuchtigen Tisch zu erheben, damit die Cousins den darunter liegenden Teppich

zusammenrollen können. Den Tisch will keiner. Die berufliche Position meines Onkels brachte es mit sich, dass er bei offiziellen Anlässen mit Geschenken bedacht wurde, mit denen er seine Dienstwohnung möblierte. Auf diese Stücke hat sich wenig von seinem Charakter und persönlichen Gefühlen und Wünschen übertragen. Einiges hat der Beschenkte eingepackt oder die Bücher unter ihnen ungelesen gelassen. Hier ist kein Zusammenhang zu spüren, nicht die Kohärenz, mit der eine Person jene Gegenstände auswählt, von denen sie in ihrem privaten Reich umgeben sein möchte. Abgesehen von ein paar veralteten Fachbüchern ist im Bücherschrank nichts zu finden, was auf die bevorzugte Lektüre oder zumindest auf seinen Beruf schließen lassen würde. Die Spuren seiner Leidenschaften konnten also, uns zuvorkommend, von jener Tante, der solche Schwächen peinlich waren, getilgt werden. So wie es dann auch meiner Mutter nicht gelingen sollte, der skandalösen und kompromittierenden Aufnahme habhaft zu werden, weil sie ihr von der gleichermaßen um die Ehre der Familie als auch der Kirche besorgten Schwester des Toten entzogen wurde. Auf dem Bild sollen nicht nur der Schwager meiner Mutter mit seinem Vorgesetzten, dem Diözesanbischof, sondern angeblich auch etliche geleerte Flaschen unter dem Tisch zu sehen gewesen sein. Die Urlaubsfotos meines Onkels zeigen ein normales Leben und nicht jenes eines Priesters. Schnappschüsse aus den Sechziger- und Siebzigerjahren, auf denen sich eine Frau auf das Geländer der Glockner-Hochalpenstraße stützt, aus dem Schilift winkt oder über die Schulter ihres Tanzpartners in die Kamera strahlt. Erst ganz am Ende und weit unten im Stapel kommt noch ein unscheinbares Bildchen zum Vorschein, auf dem ich mich selbst wiederfinde. Mein Onkel veranstaltete in

drei Sommern der frühen Siebzigerjahre für seine Neffen und Nichten Lagerwochen bei seinem Elternhaus auf der Hochrieß. Beim Zeltlager haben meine beiden ältesten Brüder fotografiert und dem Onkel einige Abzüge spendiert. Dieser winzige Ausschnitt aus unserer gemeinsamen Vergangenheit zeigt mich als sechsjährigen Knaben im Vordergrund einer in zwei Reihen sitzenden Kinderschar. Streng nach Geschlecht, Größe und Alter sind wir geordnet, die Buben vorne, die Mädchen dahinter. Weil ich damals der jüngste auf dem Zeltlager war, sitze ich im Vordergrund am linken Rand der Reihe. Mein Lachen mag das hellste und fröhlichste gewesen sein, wollte man darauf von der Aufnahme schließen. Mir wurden die drei besten Methoden beigebracht, wie man Holz zu einem Lagerfeuer stapelt. Ich bin bei der Lagerolympiade und einer Nachtwanderung durch das taunasse Gras dabei; meine Brüder verüben nachts einen Überfall, und unsere Cousins verhelfen ihnen dabei zu einem unfreiwilligen Bad im Fischteich – meine Enttäuschung ist nachher groß, weil ich den ganzen Radau verschlafen habe. Einige seiner Neffen waren damals bereits zu alt für solche Späße; er lud sie stattdessen zu Skiurlaube am Arlberg ein, anderen hinwiederum bot er die Möglichkeit, als Erzieher im Kolpingheim angestellt zu werden. Sogar auf noch weitere Formen der Unterstützung konnten sie rechnen. Bei jenem meiner Brüder, der die HTL besuchte und daher im Kolpingheim wohnte, sah er stillschweigend über die regelmäßigen Besuche von dessen Freundin auf dem Heimzimmer hinweg. Seine schützende Hand hielt er über die Burschen und deckte ihre Streiche, die den Eltern nicht zu Ohren hätten kommen dürfen. Und sogar seinen Geschwistern selbst erwies er sich oft als hilfreich. Er war es, der im Frühjahr 1964 meinen Vater in das Spital von St. Pölten überführte, nachdem

dieser im Scheibbser Krankenhaus an einer falsch diagnostizierten Blinddarmentzündung fast gestorben wäre. Wann immer er konnte, setzte er sich für die Verwandten ein, vermittelte Aufträge, Kontakte, Jobs und ließ seine Beziehungen spielen.

Kurier (Dezember 1990): Eine wilde Verfolgungsjagd lieferte {in der Nacht vom 3. auf 4. Dezember} der Pfarrer von Loiben in der Wachau (NÖ), Professor Adolf Distelberger, der Gendarmerie: Der 59-jährige Priester stieg derart aufs Gas, daß die Besatzungen zweier Funkstreifen gegen den Fabrstil Hochwürdens chancenlos waren. Erst 30 Kilometer weiter, in St. Pölten, konnte er gestoppt werden. Spätabends verließ Distelberger die Pfarre in Unterloiben und raste auf der B 3, der Wachauer Bundesstraße, Richtung Krems. Kurz vor der Stadtgrenze überholte er mit hohem Tempo einen Gendarmeriewagen. Die beiden Beamten waren so verduzt, daß sie einige Zeit brauchten, um die Situation zu erfassen. Mit Blaulicht verfolgten sie dann den Mercedes des Pfarrers über die Donaubrücke nach Mautern. Doch alle Versuche, den Autorowdy zu stoppen, mißlangen. Im Gegenteil: Hochwürden machte keine Anstalten, langsamer zu werden und gab noch mehr Gas. Zeitweise zeigte die Tachometernadel auf 170 und 180 km/h, obwohl die Straße stellenweise so schmal ist, daß lediglich ein Fahrzeug Platz hat. Die Beamten alarmierten über Funk ihre Kollegen in Herzogenburg. Doch auch sie konnten Distelberger nicht aufhalten! Einmal wurde es brenzlig: Der Mercedes streifte kurz eine Böschung, doch der Geistliche verlor nicht die Herrschaft über sein Auto. Beim Bahnhof in St. Pölten hatte die Amokfabrt ein Ende. Distelberger wurde von der Polizei gestoppt. Er verweigerte einen Alkotest, was einem Geständnis gleichkommt. Die Polizisten nahmen dem Pfarrer wegen Verdachtes der Trunkenheit am Steuer den Führerschein ab. Übrigens bereits zum zweiten Mal.

Kurier, 29. Jänner 1991: *Jetzt wurde Adolf Distelberger (60) aus St. Pölten ohne Führerschein erwischt. P-PPPP-1 – mit diesem Kennzeichen auf dem dunkelblauen Mercedes 190 war Adolf Distelberger unterwegs. Freunde hatten ihm das Kennzeichen mit den vier P geschenkt – für Priester, Professor, Präses und Promille... Mit seinem Fahrzeug war der Geistliche, Leiter des Kolpingheimes St. Pölten, auf der Kremser Schnellstraße einer Funkstreife davongefahren und erst später angehalten worden. Der Alko-Test verlief positiv. Trotzdem hatte er wenige Tage später seinen Führerschein wieder. Er wurde Adolf Distelberger aber für acht Monate abgenommen, als er neuerlich betrunken der Gendarmerie davonraste. Doch der Priester setzte sich weiterhin ans Steuer. Um keinen Verdacht zu erregen, hatte er das unauffällige Kennzeichen P-8904-D montiert. Als er jetzt ertappt wurde, half auch die Ausrede vom „vergessenen“ Führerschein nichts – es läuft ein Verfahren. Der Priester zu alledem: „Ich bin nur ein kleiner Mann und verletze keine Gesetze.“*

In seiner Wachauer Pfarre verhilft die Verfolgungsjagd meinem Onkel zum Ansehen eines Helden. Die endgültige Führerscheinabnahme verläuft unspektakulär in der Mödlinger Fußgängerzone, die er mit dem Auto durchqueren will. Nach seinem Tod kursiert an allen Wirtshäusern des Mostviertels die Geschichte, ein maßgeblicher Funktionär unseres Staatswesens, der im Mostviertel aufgewachsen ist, wäre sein leiblicher Sohn. Die Mutter des hochrangigen Politikers sei sogar auf dem Begräbnis gesehen worden, wird mir kolportiert. Jeder, der meinen Onkel kannte, hat von diesem Gerücht gehört. Alle, bis auf seine Brüder, halten die Fama für glaubwürdig. Es wird argumentiert, dass mein Onkel Kaplan in Amstetten gewesen sei, als die spätere Mutter eines Sohnes, der es bis in die höchsten Kreise der Repu-

blik schaffen würde, als junge und noch unverheiratete Frau dort lebte. Das Gerücht wurde meinem Vater im Gasthaus brühwarm serviert. Die Sage bemüht sich immer wieder, einem Prominenten, dessen Geburt im Dunkel zu liegen scheint, einen ebenso Prominenten als Vater zur Seite zu stellen. Es gibt überdies keinen populären Priester, dem nicht die eine oder andere Vaterschaft zugeschrieben wird. Ab 1957 wirkte er als Kaplan zuerst in Gaming und Gars, dann erst kam er nach Amstetten, von wo er im Sommer 1959 überstürzt nach Schrems versetzt wurde, als Gerüchte über die Schwängerung einer Frau die Runde machten. Als sein jüngerer Bruder im Jahr 1962 Primiz feierte, war er schon Kaplan in Eggenburg, wo ihm abermals ein Verhältnis mit einer Frau nachgesagt wurde. Noch während seiner Amstettner Zeit machte er einen Bruder, der schon länger auf eine Gelegenheit wartete, Bauer zu werden, mit einer Hoferbin bekannt, die in der Jugendgruppe der Pfarre aktiv war. Fotos aus seiner Zeit als frisch geweihter Priester zeigen einen attraktiven jungen Mann, der für die Weiblichkeit seiner Pfarren eine große Gefahr gewesen sein muss. Egal wie oft er beteuerte, keines Kindes Erzeuger zu sein – niemand glaubte ihm. Eine Mitarbeiterin des Hauses lebte mit ihrer bereits erwachsenen Tochter in einer Dienstwohnung im Kolpingheim. Diese beiden Frauen, die mit meinem Onkel unter demselben Dach wohnten, und insbesondere die jüngere, pflegte er mit seiner Anwesenheit zu beglücken, worüber, vom Portier angefangen, alle im Haus Bescheid wussten. Dem Kontakt wäre eine Tochter entsprungen, die um 1975 herum geboren wurde und mittlerweile studiert habe, wird mir versichert. Ein Vertrauter meines Onkels erzählt, wie mein Onkel bei einer Party spätnachts die junge Frau am Arm nahm und sie

in die obere Wohnung, seine oder ihre, das ist unbekannt, entführte. An genau jenem Abend soll das Kind gezeugt worden sein.

Gleichzeitig wird berichtet, dass er anderen weiblichen Wesen eher geringschätzig begegnet sei. Mitarbeiterinnen behandelte er herablassend und beleidigend; auf gleichwertige Gesprächspartnerinnen war er hier nicht aus. Er taxierte Frauen grundsätzlich nach ihrer Attraktivität. Erzählt wird, wie er in Krems, wo er als der Pfarrer der Nachbargemeinde bekannt war, auf der Straße einmal einer Nonne begegnet sei. Unbekümmert darüber, ob die von ihm gemeinte Person oder weitere Anwesende es hören konnten, sei er in den Ausruf verfallen: „Du mein Gott, so ein schiaches Weib!“ Frauen, die nicht begehrenswert waren, oder denen er Prüderie oder Sprödigkeit unterstellte, standen nicht in seiner Gunst. Diese ließ er seine Verachtung spüren. Ignorierte eine Untergebene seine Avancen und Anzüglichkeiten, so erging er sich in spöttischen und missgünstigen Bemerkungen. Er stellte sie in der Öffentlichkeit bloß und gab sie vor anderen Männern der Lächerlichkeit preis. Sein Verständnis von Humor war für die Betroffenen seiner Späße oft schwer nachvollziehbar. So erging es auch seiner langjährigen Sekretärin. Einen Burschen aus dem Heim forderte er auf: „Wenn du über die Frau ... drübergehst, zahl ich dir was!“, woraufhin die Angestellte sich regelmäßig die Frage anhören musste: „Frau ..., wann darf ich denn über sie drübergehen? – Der Herr Präses zahlt mir dann was.“ Noch heute, Jahre nach ihrer Pensionierung, verfolgen Alpträume die Frau, die zum Opfer eines grausamen Scherzes ihres Vorgesetzten wurde.

Als unser Vater Anfang der Neunzigerjahre im Spital von Krems in Behandlung war, stattete ihm meine

Schwester einen Besuch ab. Am Krankenbett traf sie auch dessen Bruder an. Gemeinsam suchten alle drei ein nahegelegenes Lokal auf. Mein Onkel legte meiner Schwester lässig den Arm über die Schulter und erklärte ihr, die er länger nicht gesehen hatte, wie überrascht er sei, dass er nicht geahnt habe, was für eine fesche Frau sie in der Zwischenzeit geworden sei, „... so ein süßes Pupperl!“ Meine Schwester war von den plumpen Komplimenten unangenehm berührt. „Wer ist dieser Mann, der sich mir so dreist nähert? Ist das wirklich mein sechzigjähriger Onkel?“, fragte sie sich.

Mein Großvater berichtet in seiner Lebensgeschichte von seinem zweiten Sohn: „Adolf hat ihn der h[och]w[ürdige] Herr Bruder getauft.“ Es war also der Herr Onkel, wie er in der Familie immer genannt wurde, der für den neugeborenen Neffen einen Namen erwählte und ihn mit dieser Namenswahl prädestinierte. Die Idee, das 1930 geborene Kind seines Bruders auf den Namen von Adolph Kolping (1813–1865) zu taufen, steht wohl in Zusammenhang mit der Funktion als Kolping-Präses, die mein Großonkel Michael Distelberger damals innehatte. Als mein Onkel im Jahr 1941 ins Gymnasium sollte, hatten die Nationalsozialisten das Internat und die Schule der Patres in Seitenstetten geschlossen. Sein Onkel Michael war zu diesem Zeitpunkt schon im St. Pöltner Ordinariat tätig und nahm den Buben bei sich auf. Bis 1945 besuchte mein Onkel das Gymnasium in St. Pölten und wechselte für die weiteren Jahre bis zur Matura nach Seitenstetten. Nach fünf Jahren Studium wurde der Seminarist 1954 zum Priester geweiht. Der Bub wurde sicher nicht weniger streng gehalten als seine um fünf Jahre jüngere Cousine Edeltraud, die beim Herrn Onkel einzog, als Adi schon im Alumnat war. Sie litt unter der strikten Ordnung im Haushalt, der von

der Tante Christine geführt wurde. Edeltraud besuchte von 1952 bis 1954 die Haushaltsschule der Englischen Fräulein in St. Pölten. Das Mädchen wurde außerhalb der Schulzeit in der Wohnung eingeschlossen, regelmäßig hochnotpeinlich in Glaubensdingen befragt und bei der Verrichtung von Hausarbeit beaufsichtigt. Edeltraud durfte das Haus nur verlassen, um zweimal täglich die Messe zu besuchen. „Wenn ich mir in den Kaffee oder Tee Zucker nehmen wollte, wurde ich von der Tini-Tant so geschimpft, bis ich es schließlich bleiben ließ und seitdem keinen Zucker mehr brauche“, erinnert sich Edeltraud an die Maßregelungen. Später entschuldigte sich die Tante für das rigide Regiment, dem sie das Mädchen unterworfen hatte.

Der junge Priester erwarb sich bald den Ruf, im Umgang mit Jugendlichen, die aus kirchenfernen Familien stammten, eine gute Hand zu haben. Er spielte Fußball mit ihnen und erwartete sonst keine gesteigerte Religiosität. Der Sportklub Schrems hält in seiner Vereinsgeschichte der Jahre 1962 bis 1964 über seine Damenmannschaft fest: „Der Initiator, der damalige Kaplan Adolf Distelberger, selbst ein glühender Sportfan, der das Training übernahm und oft mit wehender Kutte durch die Halle stürmte, motivierte und unterstützte die Mannschaft. Egal ob beim Ausräumen der Halle oder fallweise beim Ausborgen von einem Bus für ein Auswärtsspiel, er half überall mit. Als Gegenleistung sollten die Mädchen nur regelmäßig in die Kirche kommen.“

Damit qualifizierte er sich 1964 für den Job als Präses der Kolpingfamilie in St. Pölten. Nach außen hin bedeutete es zunächst nicht viel mehr als die Leitung eines Wohnheimes für Lehrlinge und HTL-Schüler in der Kremser Gasse 20 (das ehemalige Hotel Böck), das

von seinem Vorgänger Ferdinand Wimmer als Ersatz für das nach dem Krieg nur noch eingeschränkt bewohnbare Haus am Schulring angekauft worden war. Aber das Potential dieser Stellung als Karrieresprungbrett war wohl bekannt. Michael Distelberger hatte bereits, bevor er 1933 Ordinariatskanzler und neun Jahre später Generalvikar der Diözese St. Pölten wurde, als Kolping-Präses und Bauherr in den Jahren 1929/30 für die Errichtung des Vorgängerbaues am Schulring verantwortlich gezeichnet. Dieser wurde von den Nazis enteignet und dann im Krieg durch Bomben schwer beschädigt. Auch Michael Distelbergers Nachfolger als Generalvikar in den Jahren 1959 bis 1970, Ferdinand Wimmer, war davor Kolping-Präses gewesen. Bereits in Wimmers Funktionsperiode waren der An- und Ausbau des Kolpingheimes in direkter Nachbarschaft mit dem Vorgängerbau beschlossen und die weitere Expansion auf der Hermannshöhe in die Wege geleitet worden.

Zur Umsetzung holte man sich ein gleichermaßen unverbrauchtes wie ehrgeiziges Nachwuchstalents, dem zugetraut wurde, Jugendliche, die der Arbeiterschicht entstammten, für die Kirche und den Glauben gewinnen zu können. Die katholische Kirche hatte beim II. Vatikanischen Konzil die strategische Entscheidung getroffen, sich der neuen Zeit zu öffnen. Dafür benötigte sie ein modernes und dynamisches Auftreten. Was mit dem Start zur Errichtung eines topmodernen Wohnheimes an der Dr.-Karl-Renner-Promenade im Jahr 1966 begonnen hatte, würde sich bis 1975, als das zweite Wohnheim auf der Hermannshöhe fertig wurde, zu einem Monsterprojekt mit insgesamt 600 Betten und einem Gesamtbudget von 100 Millionen entwickeln. Zur Verwaltung dieses Betriebes waren 30 ständige Mitarbeiter nötig. Schon 1967 konnten die ersten 300 Heimbewoh-

ner an der Rennerpromenade aufgenommen werden, wenngleich der offizielle Eröffnungsakt erst am 27. September 1968 erfolgen sollte.

In einer aus diesem Anlass herausgegebenen Festschrift entscheidet sich mein Onkel für „Energie“ als Schlüsselbegriff seines Selbstverständnisses. „Energie, die schon seinem Onkel, dem unvergeßlichen Präses und Generalvikar M. Distelberger, eigen war, ließ ihn den gegebenen Schwierigkeiten trotzen und mit Humor und dem Sinn für das konkret Erforderliche seine Arbeit tun“, so schreibt er von sich in der dritten Person. Damals mag der Umstand, dass Onkel und Neffe – wenngleich nicht unmittelbar aufeinanderfolgend – dasselbe Amt als Präses ausübten, bei einigen noch einen bitteren Beigeschmack hinterlassen haben; inzwischen ist es in Vergessenheit geraten. Im Jahr der Eröffnungsfeier der ersten Bettenburg, als er an einem vorläufigen Zenit seiner aufsehenerregenden Karriere vom kleinen Kaplan zum Regenten über das Reich Kolpings in St. Pölten gelangt ist, sieht er sich noch veranlasst, jedem diesbezüglichen Verdacht entgegenzutreten: „Nicht illustre Verwandtschaft bewirkte die Berufung auf verantwortungsvollen Posten, sondern die Befähigung, die sich Präses Distelberger als Kaplan in verschiedenen Pfarren im Umgang mit jungen Menschen angeeignet hatte.“

Den millionenschweren Bau der beiden Kolpingheime ließ er von einem Architekten und Bauunternehmer vollführen, der sein Busenfreund war. Hätte der Neffe nach dem Paukenschlag, mit dem seine Karriere eingesetzt hatte, nicht dem Beispiel des Herrn Onkel nacheifern und von der Position des Präses ausgehend weitere Ämter und Würden erringen können? Daraus wurde aber – abgesehen von der sehr attraktiven Funk-

tion als Inhaber einer Wachauer Pfarre – leider nichts. Die erratischen Charakterzüge meines Onkels, die mit den Jahren immer deutlicher zum Vorschein traten, mögen dazu beigetragen haben, dass seine Laufbahn versackte. Als er 1969 bei der Bewerbung um das Amt des Bundespräses im Zentralrat des Österreichischen Kolpingwerkes seinem um vier Jahre jüngeren Mitbewerber Ludwig Zack (1934–2015) aus der Nachbardiözese Wien um nur eine Stimme unterlag, führte das zum Bruch: Der wutschnaubende Verlierer verließ mit dem Kolpingwerk der Diözese St. Pölten den gesamtösterreichischen Verband.

Auf die Frage, warum er denn Priester geworden sei, antwortete er einmal, es sei ihm von den Eltern und vom Herrn Onkel so bestimmt worden. Als er damals vor seiner Berufswahl stand, habe er einen befreundeten Priester um Rat gefragt. „So viel lieber würde ich Schauspieler werden, aber dafür gibt mir der Vater doch nie ein Geld“, gestand er. „Dann werde doch Priester“, riet ihm der Beichtvater, „der geistliche Beruf ist eigentlich eh eine Schauspielerei!“ Das Theatralische am Gottesdienst hat mein Onkel immer genossen. Die Gesten der Wandlung und Segnung vollzog er mit dramatischem Akzent. Mit erhobenen und weit ausgestreckten Armen leitete er den Segen Gottes auf die andächtigen und beeindruckten Teilnehmer der Messe herab. Manche verglichen ihn mit einem Voodoo-Zauberer, der am Altar seine Beschwörungen abhält. Das Sinnlich-Konkrete der Messfeierlichkeit hat meinem Onkel immer Spaß gemacht. Aber mit Theologie und ernststen Glaubensfragen setzte er sich nicht so gern auseinander. Er war mehr ein Mann der Tat. Für seine Predigten schickte er seine Sekretärin in die Hippolyt-Buchhandlung um religiöse Meditationsbücher. Nachdem er sie daraus kopieren

hatte lassen, trug sie die Bücher wieder in die Buchhandlung zurück, denn kaufen wollte er sie nicht. Er konnte ein bezaubernder Charmeur und Unterhalter sein. In jeder Gesprächsrunde musste er im Mittelpunkt stehen. Er gab Anekdoten und pikante Histörchen zum Besten und unterhielt damit die Runde. Über jeden Abwesenden wusste er Klatsch- und Tratschgeschichten. Er hörte das Gras wachsen. Ob es wo im Gebälk einer Beziehung krachte, konnte er wahrnehmen, bevor noch die Betroffenen es merkten. Wer mit wem und wo, wusste mein Onkel genau zu berichten. Das Menschliche war ihm vertraut. Zwei Fotos, die im Dorotheum unter den Hammer kamen, zeigen ihn mit dem Schauspieler Oskar Werner (1922–1984). Wie aus der mit Filzstift geschmierten Widmung auf den beiden Bildern einer Sofortbildkamera hervorgeht, schworen sie zu Ostern 1983, also nur ein Jahr vor Werners Tod, einander ewige Freundschaft. Die Bilder könnten in Werners Sommerhaus in Thallern in der Wachau entstanden sein.

Er ist ein Priester der Society. Allen Prominenten und Adabeis eine vertraute Gestalt. Es ist ihm sehr daran gelegen, von ihnen als gleichrangig angenommen zu werden. Er muss dabei sein, bei den Partys und Vernissagen, bei Jubiläen und Einweihungen, bei Familienfesten und Ehrungen. Für einen Geistlichen gibt es schließlich immer irgendwas zu weihen und zu segnen. Die oberen Zehntausend im (Bundes)Land schätzen ihn als kirchliches Aushängeschild. Seine sozialverträgliche Botschaft an eine Gesellschaft, die es sich gutgehen lässt, lautet: „Ob du säufst oder hurst, ob du die Steuer hinterziehst oder deine Frau betrügst, Gott liebt dich!“ Eine solche freudige Nachricht überbringt er ihnen. Beim Christentum handle es sich um eine Froh- und keine Drohbotschaft, ist die Auffassung meines Onkels. Wirk-

lich schenkt er vielen Sündern wieder neue Hoffnung, die an den strengen Maßstäben der Kirche zu scheitern drohten. Mein Onkel segnet Geschiedene neu ein. Er taufte Kinder, von denen ein Elternteil aus der Kirche ausgetreten war, als dies noch nicht selbstverständlich ist. Das Kind wurde in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen und damit Ende. Mein Onkel nahm es auf seine Kappe. Hauptsache, es wird nicht an die große Glocke gehängt. Eine Cousine erzählte mir einmal, wie der Onkel für ihren Cousin von mütterlicher Seite die Trauung vollzogen habe. Der Psychiater und Schriftsteller feierte Hochzeit mit einer Frau, die bereits einmal verheiratet gewesen war. Die Messe fand in Dürnstein statt und war nur für Eingeweihte von der offiziellen kirchlichen Zeremonie für Brautpaare zu unterscheiden. Verwandtschaft, Brautkleid, Blumen, Orgelspiel, Ringe, Trauzeugen, Glocken und alles, was sonst noch alles zu einer richtigen Hochzeit gehört, waren vorhanden. Nur der Segen wurde vom Priester unmerklich abgeändert.

In Ratzersdorf, dessen Filialkirche zur Pfarre Pottenbrunn gehört, übernimmt er immer wieder einmal die Sonntagsmesse. Bis heute schwärmen die Ratzersdorfer von seinen hinreißenden Predigten. Lebhaften Schrittes bewegt er sich während der Ansprache in dem kleinen und schlichten Kirchenraum und schlägt alle Gemeindeglieder in seinen Bann. Mit seiner ausdrucksstarken Stimme in rauchig-tiefer Tonlage ist ihm die Aufmerksamkeit des Publikums gewiss. Er agiert wie ein Schauspieler, der von der Bühne steigt und sich in seinem grandiosen Kostüm unter die Zuschauer mischt. Seine unorthodoxen Interpretationen der Heilsbotschaft kamen beim Kirchenvolk des Dorfes, das erst seit 1972 ein Ortsteil von St. Pölten ist, gut an. Im persönlichen Gespräch nach der Messe offerierte er ohne falsche Scham

eine „schlampige Hochzeit“ für alle wiederverheirateten Paare.

Mein Onkel führte als Pfarrer von Dürnstein ohnedies schon überdurchschnittlich viele Trauungen durch, da die dortige Stiftskirche bis heute eine beliebte Hochzeitskirche ist. Zur Erklärung der seit einer Renovierung im Jahr 1986 auffällig blauen Einfärbung des markanten Turms der Kirche verrieten seine Pfarrkinder einer Redakteurin der deutschen Zeitschrift Die Welt den inoffiziellen Wahlspruch ihres volksnahen Pfarrers: „Die Donau ist blau. Der Himmel ist blau. Und der Pfarrer ist blau, wenn er vom Heurigen kommt. Da darf der Kirchturm doch auch blau sein.“

Durch die Abspaltung vom gesamtösterreichischen Kolping-Verband war er zum absolutistischen Regenten seines eigenen kleinen Fürstentums geworden, in dem er niemand mehr Rechenschaft schuldig ist. Geschickt weiß er Geldquellen zum Sprudeln zu bringen. Beim Heurigen trifft er sich mit dem Raiffeisengeneral Christian Konrad. „Ich bräuchte halt wieder ein Geld für das Kolpingheim!“, gibt er bekannt. „Zweihunderttausend kann'st gleich haben“, lautet die gleichmütige Antwort. Mit der Kirchenhierarchie gerät er nie in ernsthafte Schwierigkeiten. Sein Fundraising ist unersetzlich, sein Bekanntheitsgrad in der Seitenblicke-Gesellschaft verschafft ihm Immunität gegen zaghafte Zurechtweisungen wohlmeinender Vorgesetzter. Bischof Žak wagt es einmal, auf den Busch zu klopfen. Mit den Worten: „Es wird erzählt, dass sie in Dürnstein immer nur in die Keller hinabfinden, aber nicht mehr herauf!“, verleiht er seiner Besorgnis Ausdruck. Daraufhin wird ihm von meinem Onkel die patzige und schlagfertige Antwort zuteil: „Exzellenz, wie Sie vielleicht wissen, gibt es in Dürnstein nur Keller, bei denen es in den Berg hinauf

oder zumindest ebenerdig hineingeht.“ Die Vorgeschichte dieser rotzigen Erwiderung war, dass der damalige Leiter des Hippolyt-Bildungshauses über den Alkoholismus seines Freundes zunehmend beunruhigt war und er diese Sorge mit dem Bischof teilen wollte. Als der Bischof meinen Onkel gradheraus auf das Problem ansprach, glaubte dieser sich von seinem langjährigen Kumpel angeschwärzt. Ein Motto meines Onkels, das mir von meiner Schwägerin überliefert wurde: „Ich bin ja kein anonymer Alkoholiker, sondern ein stadtbekannter Trinker!“ Und die Auskunft eines ehemaligen Bewohners des Kolpingheimes: „Wir haben alle von ihm trinken gelernt!“ Noch ein Kolpingschüler: „Wenn ein besonderer Anlass war, kleschte der Präses einen Tausender [in Schillingen] auf den Tisch und rief: ‘Meine Burschen sollen sich bestellen, was sie trinken wollen!’“ In seiner Pfarre ist er am häufigsten beim Heurigen anzutreffen. Zur Rechtfertigung erklärt er: „Hier gehen die Leute so wenig in die Kirche, da muss der Pfarrer halt dorthin gehen, wo auch die Leute sind.“ Sein Cousin Gebhard erlebt ihn einmal an einem Festtag in Dürnstein. Für einen Umzug der Blasmusik ist die Innenstadt für den Autoverkehr abgeriegelt. Nur Hochwürden fährt mit seinem Mercedes durch die Absperrungen, kurbelt, als er auf die marschierende Musikkapelle stößt, das Fenster herunter und reicht einen Hunderter hinaus.

Am meisten stört es seine Mitarbeiter, dass mein Onkel zu Geburtstagen und sonstigen Jubiläen die gesamte Verwandtschaft auf Kosten von Kolping freihalten lässt. Das ist der Tropfen, der das (Wein)Fass zum Überlaufen bringt. Das kostet ihn die letzten Sympathien in seiner eigenen Hausmacht. Auch wenn er glaubt, alles aus alleiniger Kraft und Anstrengung aufgebaut zu haben – er hat doch einen Vorstand über sich

und Angestellte unter sich. Vieles wird ihm zugestanden: das Penthouse im Dachgeschoß, der neueste Mercedes, ein Motorboot auf der Donau, die Willkür bei Anstellungen und Entlassungen und die totale Macht. Selbst sein Verwalter, jener Mann, der die Verantwortung für den alltäglichen Geschäftslauf trägt, muss ihn um Urlaub ersuchen, wenn er einen Tag freibekommen möchte. Mein Onkel regiert sein Reich ohne Kontrolle und ohne Konkurrenz. Er gesteht sich ein üppiges Managergehalt zu, dazu kostenlose Logis und Verpflegung im Kolpinghaus, und er muss keine Familie unterhalten. Mein Onkel hilft seinen Patenkindern unter den Nichten und Neffen gerne mit größeren Summen als billige Kredite aus. Er ist die Bank seiner Verwandtschaft. Die Geschwister jedoch, die nach seinem Tod eine reiche Erbschaft erwarten, werden enttäuscht, weil er noch rechtzeitig das Geld mit großzügigen Spenden durchgebracht hat.

Nach seinem Sechziger beginnen sich die körperlichen Ausfälle zu häufen. Sein exzessiver Lebenswandel macht sich bemerkbar. Einen Kuraufenthalt im Moorbad Harbach im Waldviertel weiß er aber zu genießen. Am Abend tanzt er nach dem Essen mit den weiblichen Kurgästen, trinkt und schäkert mit den Damen, schmust und flirtet mit ihnen. Durch nichts, auch nicht durch seine Kleidung, ist er als Geistlicher erkennbar. Plötzlich ereilt ihn der Auftrag, in der Kuranstalt eine Messe zu lesen. Angesichts seines bisherigen und unpriesterlichen Verhaltens gerät er spätnachts ob dieser Aufgabe kurz in Panik. „Was erzähle ich denen?“, seufzt er. „Was nehmen die mir noch ab? Wo ist da überhaupt eine Glaubwürdigkeit?“ Schließlich stellt er sich am nächsten Morgen vor die Gläubigen und spricht: „Gott liebt alle, die es sich gutgehen lassen, singen und fröhlich sind!“

Als im Jahr 1990 eine geschiedene ehemalige Juweliersgattin aus Baden einen neuen Freund gefunden hat, einen Brigadier, der bereits bei ihr wohnt, will sie aufs Neue um den Segen der Kirche ansuchen. Sie entsinnt sich eines Priesters, dem nachgesagt wird, für spezielle Bedürfnisse und Defizite der zukünftigen Eheleute ein geneigtes Ohr zu haben. Sie hat diesen Pfarrer schon früher bei Freunden kennengelernt, im Schlosshotel in Krems. Sie fährt nach Dürnstein und verbringt mit dem Geistlichen einen vergnügten Nachmittag in der Konditorei. Gleich erklärt er sich bereit, die beschwingte und sportliche Dreiundfünfzigjährige mit den beiden Söhnen aus erster Ehe zum zweiten Mal unter das Ehejoch zu geleiten. Ob er sie besuchen dürfe, fragt er. Sie erlaubt es ihm gerne. Tatsächlich steht er wenige Tage später vor ihrer Tür. Sie verlieben sich ineinander. Er stellt ihr das Ultimatum, sie müsse sich von ihrem bisherigen Verlobten trennen. Dieser solle ihre Wohnung verlassen haben, bis er in einer Woche wiederkomme. „Der Brigadier muss raus!“, verkündet er. So beginnt eine *amour fou*, die von seinem sechzigsten Lebensjahr die letzten dreizehn Jahre bis zu seinem Tod fort dauert. Sie teilt seinen aufwändigen Lebensstil, seine Urlaube und seinen Alkoholkonsum. Sie klettern in den Dolomiten. Sie fliegen nach Zentralafrika, an den Nil, nach St. Petersburg, nach London. Bei Schiurlauben am Arlberg steht er der ehemaligen Schilehrerin nicht nach, wenn es darum geht, über die Pisten zu flitzen. Sie wird seine Chauffeuse und Krankenschwester, seine Geliebte und Managerin, seine Messnerin und Ministrantin. Als Pate führt er ihren jüngeren Sohn zur Firmung. Sie führt ihn dafür in die Welt der Oper und des Theaters ein. Den Besuch einer Aufführung von Paulus Mankers *Alma* verknüpfen sie mit einem Ausflug nach Venedig. Von

Johannes Paul II. werden sie für ein gemeinsames Frühstück in „Anima“, der offiziellen Unterkunft des Vatikans für Gäste aus dem deutschsprachigen Raum, empfangen. Von Kardinal König bis Krenn und Groër kennt und respektiert die gesamte Kirchengipfel sie als Paar. „Das war meine Sonntagsbeschäftigung“, erinnert sie sich: „Ich fuhr mit ihm in eine Pfarre, wo er gerade aus-half, und bereitete den Altar vor. Ich sorgte für den Blumenschmuck, ich half ihm in das Pluviale, legte ihm die Stola um. Ich stellte die Hostien auf den Altar.“

Täglich rief er sie an, acht-, zehnmal und öfter: „Welches Hemd soll ich anziehen? Passt diese Krawatte?“

Sie gibt zu, davon geträumt zu haben, offiziell an seiner Seite stehen zu dürfen: „Ich habe mir schon öfter in Gedanken vorgestellt, wie es wäre, ihn heiraten zu können, aber er hätte nie auf seine Stellung verzichten wollen“, sagt sie. In Südtirol, ihrer Heimat, lassen sie einen befreundeten Priester den Segnungsgottesdienst halten. Das muss als ihre Hochzeit genügen. Immer wieder will sie von ihm wissen, ob es vor ihr schon Frauen in seinem Leben gegeben habe. Er zeigt ihr Liebesbriefe, die ihm als Kaplan in Eggenburg von einer Kärntnerin geschrieben wurden.

Zwei Triebkräfte wohnen in seiner Brust. Da gibt es einerseits den lustigen und unbeschwerten Adi. Einmal besucht er mit seiner Freundin eine Maiandacht in einer kleinen Kirche in Baden, wo die alten Damen sich versammeln, die mit Hut und Schleier in der Bank knien. Dort setzen die beiden sich in die letzte Reihe. Die Ehrwürdigkeit und Steifheit der Damen der guten Gesellschaft reizt ihn zu einem Streich. Der Reihe nach schnippt er mit dem Finger von hinten gegen den Hutrand der vor ihm sitzenden Damen, sodass ihnen die Kopfbedeckung in die Stirn rutscht. Erbost drehen sie

sich der Reihe nach um und halten nach dem Missetäter Ausschau. Der Protest bleibt ihnen in der Kehle stecken, als sie ihn erkennen.

Und dann gibt es auch noch den Dämon, der in ihm rast und dabei weder Freund noch Feind kennt. Unterschiedslos werden alle mit unflätigen Schimpfworten bedacht. Alle hasst und verabscheut er. Dieser Ausbruch endet erst mit seinem völligen Zusammenbruch. In betrunkenem Zustand ist er nicht mehr zurechnungsfähig. Wenn er spätnachts mit zerrautem Haar und lallend ins Bett gebracht wird, gleicht er einem Wrack, das Abscheu und Mitleid erregt. Bei einem Pfarrheiligen einer Gemeinde im Waldviertel schöpft er sich das Maß wieder voll. Seine Begleiterin sieht den Moment kommen, wo seine Stimmung umzukippen droht. Der schwere Zungenschlag ist nicht mehr zu überhören. Allen Frauen tatscht er an den Hintern. Die Männer werden provoziert, mit Schmähungen und Spitzfindigkeiten gereizt. In einer solchen Verfassung kann er sich in eine Raserei hineinsteigern, die bis zur Tötlichkeit reicht. Vorher hat er den Vereinsfrauen, die für den guten Zweck gebacken haben, eine ganze Lade Mehlspeisen abgekauft. Dieses Tablett hat er, um eine Hand frei zu haben, seiner Begleiterin zum Halten gegeben. Als sie ihn auffordert, mit ihr das Fest zu verlassen, wird er so wütend, dass er ihr das Blech aus der Hand reißt und es vor allen Leuten in die Büsche schleudert: „Ihr bösen Weiber, lasst's mich in Frieden!“ Aber am nächsten Morgen erscheint er pünktlich um sieben am Frühstückstisch, ausgeruht und ausgeglichen, geduscht und rasiert, im frischen Hemd, das Licht der Morgensonne im Gesicht. Erholt wie ein junger Gott.

Besonders bei Bischof Krenn macht er sich dann Liebkind. Zu Beginn des neuen Episkopats unternimmt

mein Onkel den Versuch, von Krenn zum Finanzkammerdirektor der Diözese befördert zu werden, und schmeichelt sich bei ihm ein. Zwei verwandte Seelen haben sich gefunden, zwei Alkoholranke unter sich. Der Bischof, der die reine Lehre verkünden wollte, bechert mit ihm um die Wette. Auch gegen Damenbegleitung hat der beleibte Mühlviertler nichts einzuwenden. Mein Onkel verkündet: „Zölibat heißt ja nur, dass ein Priester nicht heiraten soll!“ Weil aus dem erhofften Karrieresprung unter Krenn nichts wird, dämpft das auch die Sympathien des Präses für den neuen Bischof. Bei jeder Gelegenheit macht er sich nun über ihn lustig. Als der Bischof Krenn die Fotos sieht, die den Verstorbenen im Urlaub mit seiner Freundin zeigen, wiegt er bedächtig und anteilnehmend den schweren Kopf: „Ja, ja, ein schönes Leben hatte er schon, unser Adi!“

Priester wie mein Onkel, die nie offen die Legalisierung ihres weltlichen Lebenswandels einfordern und trotz ihrer persönlichen Betroffenheit den Zölibat nicht infrage stellen, sind für ihre Vorgesetzten grundsätzlich brauchbarer als die lautereren Moralapostel. Einer, der es sich gerichtet hat, jemand, der Dreck am Stecken hat, wird das Maul halten und sich nicht weit aus dem Fenster hängen. Aber mit der Familie, die über Jahrzehnte hinweg so viel auf ihn gehalten, sich in seinem Glanz gesonnt und immer wieder von seiner Position profitiert hat, gibt es nun Schwierigkeiten. Kommen die Brüder zusammen, so bricht garantiert Streit aus. Wann immer sie Karten spielen, endet das mit Beschimpfungen und Vorwürfen, sich gegenseitig betrügen zu wollen. Es macht Spaß, die strenggläubigen Brüder herauszufordern, indem man an der Tafel Witze über Bischof Krenn erzählt. Sie bleiben ihm ihrerseits nichts schuldig und setzen ihm zu, sich endlich eines frömmen Verhaltens

zu befeißigen. Die Vorhaltungen der Familie machen ihm zu schaffen. Insbesondere die jüngste Schwester redet ihm ins Gewissen. Wenn sie aber geglaubt haben, sie könnten ihn bekehren, gerieten sie bei ihm an den Falschen. Dem Bruder Missionar entgegnet er auf dessen Vorwürfe: „Ich frag’ dich ja auch nicht, wie viele Frauen du in Afrika hast!“, und: „Ich will gar nicht wissen, wie viele Klosterfrauen deine Priester bereits verlustiert haben.“ Einem anderen Bruder erwidert er: „Du hast eine Frau totg’führt, erzähl mir nichts von einem gottgefälligen Leben!“ Wann immer er von einem Familientreffen zu seiner Freundin heimkehrte und sie ihn fragte: „Wie war’s?“, meinte er: „Gstritten hamma wie die Fechter!“

Die Frau, die meinem Onkel in dessen gesundheitlichen Krisen beisteht und ihn auch in seiner letzten Stunde nicht verlassen wird, erfährt Missachtung und Ablehnung durch seine leiblichen Brüder und Schwestern, die sich ihr gegenüber gar nicht wie Brüder *in Christo* benehmen. Die Versuche meines Onkels, sie in die Familie einzuführen, scheitern an der Engstirnigkeit und Halsstarrigkeit seiner Geschwister.

Mein Onkel war großzügig, wenn die Öffentlichkeit es zu sehen bekam. Seine Lebensgefährtin ist dabei, als er um sechstausend Schilling zu karitativen Zwecken eine Torte ersteigert, die er dann den Ministranten schenkt. Da bot kein anderer mehr mit. Für die Orgel der Basilika am Sonntagberg lässt er noch im Jahr vor seinem Tod sechshunderttausend Schilling springen, für jene in Stift Herzogenburg vierhunderttausend. Bei persönlichen Ausgaben hingegen war er sparsam, manchmal geradezu knausrig. Beim Heurigen will er seiner Freundin, die ihre Geldbörse vergessen hat, keine weitere Schnitte Brot vergönnen. in Venedig, wo alles teuer ist, leisten die beiden sich nur ein Bier und trinken es dann

gemeinsam. Knapp vierzig Jahre lang nahm er das Servitut auf freien Bezug von Wein und Zigaretten in Anspruch. Niemals vergisst er darauf, sich unter den Beständen an seinem Dienstort zu bedienen. Nie hätte er für den Eigenbedarf Zigaretten oder eine Flasche Wein gekauft. Es mag bei einem so starken Raucher und Trinker verwundern – aber mein Onkel hat seine Süchte und Rausche nie selbst bezahlt. In seiner Pfarre ist er Namensgeber und Taufpate für einen Wein und lässt sich die Ehre abgelten.

Als mein Onkel zur Jahrtausendwende seinen Siebziger groß feiern will, reitet ihn der Ehrgeiz, zu dieser Festivität alle drei damals lebenden Landeshauptleute von Niederösterreich begrüßen zu wollen: Pröll, den Amtsinhaber, Maurer, dessen Vorgänger, und Ludwig, der Maurer nachfolgte. Dieses Projekt scheitert, da der Stern meines Onkels schon im Sinken ist. Die Mächtigen im Lande halten ihm zwar noch die Stange, aber nur noch mit Widerwillen. Von Pröll wird berichtet, er habe, als mein Onkel auf der Bildfläche erschien, seine Begleiter angefleht: „Halte's mir den Präses vom Leib!“ Vergeblich, denn mein Onkel hängt sich wie eine Klette an ihn. Den Verantwortlichen in der Landesregierung will er es nicht durchgehen lassen, dass er zur Segnung der Landhauskapelle im Regierungsviertel von St. Pölten durch Bischof Kurt Krenn am 15. November 1996 nicht eingeladen worden ist. Er drängt sich ins Foyer, und als er den Landeshauptmann erblickt, nimmt er ihn ins Schlepptau und zieht diesen mit sich an jenen Ort, an dem meinem Onkel die Anwesenheit hätte verwehrt bleiben sollen.

Doch daheim hat mein Onkel mit einer Palastrevolte zu kämpfen. Mitarbeiter und Vereinsvorstand sind übergekommen, ihn ehrenvoll zu seinem Siebziger in

Pension zu schicken, weil er als Leiter untragbar geworden ist. Seine Auftritte überbieten sich an Peinlichkeit. Da wird mein Onkel noch einmal so richtig böse und zeigt es seinen Widersachern. Er läuft Amok. Wer nicht klein beigibt, muss gehen. Treue Weggefährten, die er selbst aufgebaut und denen er vor fünfundzwanzig Jahren aus kleinen Anfängen hochgeholfen hat, werden des Verrats geziehen und vor das berufliche Nichts gestellt. Nein, mein Onkel ging nie in Pension. Auch der Versuch, durch informelle Treffen mit seinem ewigen Konkurrenten Ludwig Zack den Bruch mit dem gesamtösterreichischen Kolping-Verband zu kitten, um im Jahr 2002 das hundertjährige Jubiläum der Gründung des Kolpingwerkes gemeinsam feiern zu können, führt nicht mehr zum gewünschten Ergebnis. Die Auswahl der Heurigen, bei denen die beiden alten Alpha-Männer im Beisein von Mediatoren aufeinandertreffen, wird der Freundin überlassen.

Damals erlebe ich noch einmal einen Auftritt meines Onkels. Er hat sich von einem Chauffeur zu meinen Eltern bringen lassen, sitzt jetzt in der Küche und stänkert herum. Es ist ihm kein vernünftiges Wort zu entlocken. Alles wird ins Lächerliche und Absurde gezogen. Aber er führt das große Wort. Mir und Gerda unterstellt er ein „schlampiges Verhältnis“, obwohl wir da schon längst verheiratet sind. Meine Mutter weist ihn zurecht: „Du schau nur auf dein schlampiges Verhältnis!“

Der Präses war gewiss immer überzeugt davon, der eigenmächtigste Mensch westlich des Wienerwaldes zu sein. Von keinem ließ er sich etwas vorschreiben. Er tat, was er wollte. Der Zölibat konnte seinem Leben so wenig anhaben wie der Alkohol seiner Leber. Obwohl ihm das Doppelleben und die Doppelmoral in Fleisch und Blut übergegangen waren, hielt er sich für einen ausnehmend

freien Menschen. Dabei legte er das Gehabe eines Kirchenfürsten an den Tag, der es ablehnt, an den Maßstäben gemessen zu werden, die für all jene gelten, welche aus dem Durchschnitt nicht herausragen.

Selbst seinen Körper hatte er sich unterworfen und untertan gemacht. Dieser musste parieren und folgen wie ein jeder von den Menschen, in deren Leben er Spuren hinterlassen hat. Nach einer Darmoperation wird meinem Onkel eine Zeitlang ein künstlicher Darmausgang gelegt. Das hindert ihn nicht daran, damit Tennis spielen zu gehen. Beim Heurigen scherzen seine Freunde: „Trinkst das Achterl noch, oder schüttest's gleich ins Sackerl?“

Aber das sich weich verformende und langschmale Behältnis für seine Exkremate selbst zu wechseln, das hat er sich nie beigebracht. „Liesl, mach's du!“, ruft er die Freundin her. Für solche Dienstleistungen benötigt er das Personal.

Bei einem Krankenbesuch nach der Herzoperation ihres Schwagers begegnet meine Mutter erstmals seiner Freundin und erlebt, wie diese, die aufopferungsvoll an seinem Krankenbett wacht, sich „Trampel, Gurken!“ schimpfen lassen muss, um gleich darauf mit der zärtlichen Versicherung: „Du bist meine Liesl, meine einzige, liebste Liesl!“, um Hilfe angerufen zu werden.

Die Menschen seiner Umgebung müssen funktionieren und dürfen ihrerseits nie krank sein. Da ist er ungeduldig und zu keiner Rücksichtnahme bereit. Die Freundin seiner letzten Jahre leidet an Asthma. Für sie, die er heiß liebt, ist er nicht bereit, auch nur auf eine einzige Zigarette zu verzichten. Oft hält sie es im Auto mit dem starken Raucher nicht mehr aus. Darüber kommt es zum Streit zwischen ihnen. Als sie ihm zusetzt mit Bitten, öffnet er die Tür und stellt ihr frei,

das Fahrzeug zu verlassen. Einmal steigt sie wirklich aus, und er fährt davon. Eine Stunde lang lässt sie der Sturkopf die Landstraße entlangwandern. Wenn sie bei Bergwanderungen über Atembeschwerden klagt, fertigt er sie mit den Worten ab: „Nimmst halt an Spray!“, und dreht sich kaum zu ihr um.

Das Spital will den aussichtslos an Leukämie Erkrankten nicht entlassen. Sie bestellen noch einen Psychologen, um den geistigen Zustand des Patienten prüfen zu lassen. Der Psychologe lässt ihn im Kopf von hundertfünfzig zwölf abziehen, und dann wieder zwölf, bis zum Ende. Mein Onkel leiert die mathematische Reihe herunter.

„Dem hab ich's aber gezeigt“, erklärt er, befriedigt über seine intellektuelle Leistung so knapp vor dem Sterben.

An seinem letzten Abend hat er sich noch ein Glas Wein gegönnt. Dabei ist das Foto entstanden, auf dem er zu sehen ist mit der verglimmenden Zigarette zwischen den Fingern und den Beatmungsschläuchen in der Nase, im Hintergrund die Sauerstoffflaschen. Am nächsten Tag liegt er nur mehr ruhig im Bett, hinüberdämmernd in den Tod. Als es mit ihm zu Ende geht, fragt ihn seine Freundin: „Adi, willst du mir noch etwas sagen?“ Da schlägt er die Augen auf, sieht sie an, öffnet – wie weiland beim Gottesdienst – weit die Arme und deklamiert mit klarer Stimme: „Dass ich dich liebe!“, sackt zusammen und verscheidet in ihrer Umarmung.

Toni Distelberger ist im niederösterreichischen Mostviertel aufgewachsen. Mit seinen zwei Kindern lebt er in Perchtoldsdorf. Seit einigen Jahren beschäftigt er sich mit erzählten Lebensgeschichten.

Im Verlag Bibliothek der Provinz sind bereits erschienen:

Großvaters Geschichten. Ein Leben im Mostviertel

Das Mädchen im Badeanzug. Lebensgeschichten aus dem Frühjahr 1945

Die Regentropfenuhr

Im Traum war sie nackt

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien